# leue Deutsche Hefte

eiträge zur europäischen Gegenwart
nit den »Kritischen Blättern«

# INHALT

Hermann Hesse Die uralte Frage/ Ein Brief und eine Antwort · Martin Buber Hermann Hesses Dienst am Geist · Werner Kraft Gedichte · Alexander Mitscherlich Jugend in der technischen Welt · Albrecht Fabri Kleine Variation über den Ruhm -Gert Woerner Die Unbegrabenen · Gerd Gaiser Sizilianisches Tagebuch · Deutsche Universitäten VII Richard Münzner Die Universität Hamburg · Hans Paeschke Zeitgeist und Zeitschriften des Westens J. G. Im Kreidekreis · H. H. Stuckenschmidt Adorno und seine Gedanken zur Musik · Helmut Lamprecht Der Erzähler und das Lyrische · R. H. Mit Mißvergnügen notiert - Besprechungen

Heft 37

VERLAGSORT GÜTERSLOH

C. BERTELSMANN

#### NEUE DEUTSCHE HEFTE

# Herausgegeben von Joachim Günther und Rudolf Hartung HEFT 37 — AUGUST 1957

Die "Neuen Deutschen Hefte" erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3.- DM; einzeln 3,50 DM. Redaktion: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7, und Dr. Rudolf Hartung, Berlin-Lichterfelde West, Potsdamer Straße 60. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Umschlag S. Kortemeier. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Alle Rechte vorbehalten. Die "Neuen Deutschen Hefte" können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Printed in Germany.

# HERMANN HESSE/DIE URALTE FRAGE

#### Ein Brief und eine Antwort

Sie kommt immer wieder, die alte Kinderfrage: Hat das Leben einen Sinn? Auch an mich, der ich weder Philosoph noch Seelsorger bin, wird sie viele Male im Jahr gestellt. Und wenn die Kräfte es irgend erlauben, sind wir Alten diesen Kinderfragen, wenn sie uns aus echter Not zu kommen scheinen, eine Erwiderung schuldig, manchmal eine Gebärde des Trostes, manchmal eine freundliche Zurechtweisung.

Dieser Tage schrieb mir aus Norddeutschland ein ganz junges Mädchen, seit kurzem Patientin in einem Lungensanatorium, diesen Brief:

"Bitte entschuldigen Sie, wenn ich an Sie schreibe, aber ich muß es einfach tun. Ich glaube auch, daß Sie mich verstehen werden. Ich bin in einer Lungenheilstätte und habe sehr viel Zeit, um über mich, über andere und über den eigentlichen Sinn von allem nachzudenken. Ach, es ist alles so furchtbar, und ich weiß ja auch gar nicht, ob Sie meinen Brief lesen werden. Wahrscheinlich belästige ich Sie nur damit. Es ist so schwer, mit allen Problemen, die mich beschäftigen, allein fertig zu werden, und manchmal sehne ich mich danach, weise und abgeklärt zu sein. Ich bin oft so verzweifelt, daß ich mich frage, was für einen Sinn das Dasein überhaupt hat. Warum soll man denn überhaupt leben? Es ist alles so furchtbar, und die meisten Menschen sind so schlecht und dumm. Aber ich weiß, daß ich auch nicht besser bin, wenn ich so denke. Glauben Sie, daß es jemals anders werden kann und daß ich vielleicht wieder

Glauben Sie, daß es jemals anders werden kann und daß ich vielleicht wieder fest werde? Ich habe zu Ihnen Vertrauen, aber vielleicht können Sie mir auch nicht helfen, denn Sie sagen ja auch, daß im Leid jeder Mensch allein ist.

Es war vielleicht nicht richtig von mir, Ihnen zu schreiben, und darum möchte ich Sie nochmals bitten zu entschuldigen, wenn ich Sie belästigt habe. Und bitte, nehmen Sie meinen Brief ernst. Ich mußte Ihnen schreiben, weil ich zu keinem Bekannten und zu keiner Freundin richtiges Vertrauen haben kann. Vertrauen vielleicht schon, aber ich glaube, daß Sie mich richtig verständen.

Mein Brief ist nicht schön, ich drücke mich manchmal so falsch aus, aber vielleicht verstehen Sie mich doch. Ich glaube es. Manchmal gehe ich nach draußen in die Natur, um dort Trost zu finden, aber wenn ich sehe, wie passiv und teilnahmslos sie daliegt, werde ich nur noch trauriger und fühle mich noch einsamer.

Ich grüße Sie sehr. Ihre M. W."

Der Brief in seiner Hilflosigkeit und seinem Gemisch von Kindlichkeit und Frühreife bewegte mich so, daß ich ihn noch nach Tagen, in denen Briefe und Anliegen von vielerlei Art mich heimgesucht hatten, nicht vergessen konnte. Ich suchte ihn unter den Schichten jener anderen Briefe wieder heraus und las ihn nochmals. Wie bang, erschreckt und aus dem Kinderschlaf gerissen blickte diese junge Seele mich an! Ich wußte über Herkunft und Schicksale

25 NDH 385

des jungen Mädchens nichts. Vielleicht war es nur die Krankheit, die sie so aufgerüttelt und zum erschreckenden Anblick der Wirklichkeit erweckt hatte. Vielleicht auch war die Krankheit und die Gefangenschaft in der Heilstätte schon die Folge vorangegangener Leiden und Enttäuschungen, war vielleicht ein Umweg und Fluchtversuch. Einerlei, hier war ein Mensch in Not und begehrte nicht nach weltanschaulicher Unterhaltung, sondern nach Trost und Verstandenwerden. Ich schickte vorerst ein paar freundliche Gaben an die Kranke, im Sinn eines Lächelns und Zunickens, einer tröstlichen und beschwichtigenden Gebärde. Aber ich hatte vergeblich gehofft, damit jener leisen Beunruhigung zu entkommen, in die wir geraten, wenn wir leiden sehen, ohne helfen zu können. Noch einen Tag lang plagte es mich. Nicht daß ich nicht gern die Mühe auf mich genommen hätte, ein paar Trostworte zu schreiben. Aber wie hier trösten? Und wie die gehörige Mitte finden zwischen Beschwichtigung und Belehrung, wie ein Zuviel vermeiden sowohl im Zurechtweisen wie im Bagatellisieren? Ich beschloß, mich an jenen letzten Satz des Briefes zu halten, wo vom Trostsuchen bei der Natur und von der Unbekümmertheit der Natur um unsere Nöte die Rede war. Denn einzig hier war vielleicht etwas wie eine Korrektur möglich. Und so schrieb ich die folgende Antwort:

Montagnola, den 1. Juni 1956

Liebe M. W.

Ihren Brief habe ich wohl verstanden, seine Fragen aber kann ich nicht beantworten. Es sind Kinderfragen, wie wir sie in unserer Not zuweilen stellen, als müßte es irgendwo eine Instanz geben, von der wir Antwort erwarten dürfen. Es geht jedem so, und die Kinderfragen an "das Leben" hören nie auf. Ich bin 79 Jahre alt, und morgen wird wieder ein naher Freund von mir begraben, einer der treuesten und hilfreichsten, und auch ich alter Mann hätte Lust, jene Instanz zu fragen, warum das geschehen mußte, da ich alt und hinfällig bin, während der Freund bis vor kurzem bei voller strahlender Lebenskraft war.

Der Fehler bei solchen Fragen und Klagen ist vermutlich der, daß wir von außen etwas geschenkt bekommen möchten, was wir nur selber, mit eigener Hingabe, in uns zu erlangen vermögen. Wir verlangen, das Leben müsse einen Sinn haben – aber es hat nur ganz genau so viel Sinn, als wir selber ihm zu geben imstande sind. Weil der Einzelne das nur unvollkommen vermag, hat man in den Religionen und Philosophien versucht, die Frage tröstend zu beantworten.

Diese Antworten laufen alle auf das Gleiche hinaus: den Sinn erhält das Leben einzig durch die Liebe. Das heißt: je mehr wir zu lieben und uns hinzugeben fähig sind, desto sinnvoller wird unser Leben.

Ein Beispiel: Sie gehen durch die Natur, um Trost zu suchen, und sind enttäuscht darüber, daß diese Natur so "passiv und teilnahmslos" daliegt. Aber wie viel Teilnahme haben Sie der Natur geschenkt? Sie haben nicht gesehen und gespürt, wie schwer auch sie es hat, wie vom Käfer bis zum Baum jedes Wesen zu kämpfen, zu arbeiten, zu leiden, zu entbehren hat, wie jedes sich unter Kampf und Opfern ins Ganze einordnen und sich seinen Gesetzen fügen muß. Sie waren der Natur gegenüber ebenso teilnahmslos und liebelos wie umgekehrt. – Hier liegt das Problem. Und darüber sage ich kein Wort weiter, darüber müssen Sie selbst nachdenken.

Mit freundlichem Gruß Ihr H. H.

## MARTIN BUBER / HERMANN HESSES DIENST AM GEIST

Ansprache bei der Hesse-Feier in Stuttgart am 30. Juni 1957

Aufgefordert, zum 80. Geburtstag meines Freundes Hermann Hesse zu sprechen, habe ich empfunden und erklärt, daß ich nicht zu leisten vermag, was von einem solchen Vortrag erwartet wird: die Würdigung eines dichterischen Gesamtwerks. Was ich zustande zu bringen meinte und daher übernahm, ist ein Hinweis auf die Bedeutung, die dem zentralen Abschnitt dieses Werkes, der in Hesses Schwabenalter beginnenden Reihe großer Erzählungen, innerhalb der Bemühung unserer Zeit um die Position des Geistes zukommt. Auf sie hin ist ein personaler Weg, Stück für Stück dieses Wegs, exemplarisch sichtbar zu machen.

Daß es erzählende Werke sind, um die es geht, muß als wesentlich verstanden werden. Der berufene Erzähler erfährt und berichtet alles Sein als Begebenheit. Landschaft, gedanklicher Ausspruch, ja die Regungen der Seele selber teilen sich uns hier als ungebrochenes Ereignis mit. Als Hesse 1917, nach einigen erzählungsfrohen Büchern, die als solche freudig aufgenommen worden waren, in den Dienst des Geistes trat, mußte er eine Idee des Geistes vom Geist, die er in der Sphäre der leiblichen Begebenheiten erlebt hatte, als leibliche Begebenheit erzählen. Den Dichter Hesse hatte in der Mitte seines Lebens die Hand des Geistes aus sorglosem Fabulieren gerissen und hatte ihn gezwungen, sein, des Geistes Ringen, seine Fährnisse und Wagnisse episch, das heißt, als Vorgänge des Lebens von Menschen mit Menschen zu berichten. Dabei wurde von Werk zu Werk das Anliegen in immer genauerem Sinn ein geistiges. Zugleich aber vollendete sich die erzählerische Meisterschaft, die Macht der Wandlung des Problems in Ereignis. Zuletzt, als von einem imaginären Reich des in sich beschlossenen Geistes zu berichten war, war keine andere Sprache mehr vernehmbar als die des Geschehens. Geschicke des Geistes traten als ein unseren Sinnen gezeigter Verlauf in die Erscheinung.

Geschicke des Geistes - in unserem Zeitalter ist damit vornehmlich die Krisis des Geistes gemeint, genauer: die Krisis in seinem Verhältnis zum Leben. Am Himmel der Philosophie hatten sich die Zeichen dieser Krisis schon vordem kundgetan. Von dem stürmenden und heischenden Leben überwältigt, bestritt der Geist sein eigenes Amt des Wahrheitfinders und Gesetzsprechers, er gab das Leben frei und wollte nur noch dessen Interpret sein, je nachdem ein dithyrambischer oder auch ein pragmatistisch dozierender Interpret. Was das freigegebene Leben mit sich anzufangen wußte, das haben wir hernach zur Genüge erfahren. Ehe dies aber sich unverkennbar manifestierte, erscholl der Widerhall des Lebens zum Ruf des Geistes; vielmehr, es war nun der dichtende Geist, der im Namen des unbändigen Lebens sprach, gegen die Zwingherrschaft einer absoluten Moral sich empörte und die souveräne Individuation pries. Hierher gehört das erste in der Reihe der die Krisis des Geistes spiegelnden Werke Hermann Hesses, jener aufrührerische "Demian" aus der Zeit des ersten Weltkrieges, in dem das Recht eines selbstherrlichen Kain gegen einen unterwürfigen Abel verfochten wurde - eine Haltung, die ja schon zu Byrons Zeit ein Vorrecht der nach Freiheit vom Gesetz begehrenden Dichter war.

Es ist kein Zufall, daß Hesse dieses anthropologische Postulat durch ein theologisches ergänzte und daß der Gott, den er verkündete, kein anderer war als das gnostizisierende Wesen Abraxas, das uns auch in einer frühen Schrift des Psychologen Carl Gustav Jung entgegentritt, das Wesen, das, wie Hesse sagt, "die symbolische Aufgabe hat, das Göttliche und das Teuflische zu vereinigen", das also ebendasselbe in ewiger Vollkommenheit besitzt, was die psychologistische Lehre ihre Adepten als die Integration des Bösen vollziehen heißt.

Es hat den Anschein, als erhöbe sich hier nur ein Aufstand gegen jene Macht des creator spiritus, welche nicht bloß zwischen Licht und Finsternis, sondern bald auch zwischen Heil und Unheil scheidet. Und doch beginnt mit diesem ersten Werk der Reihe der Dienst des Dichters Hesse am Geist. Denn der Weg des menschlichen Geistes fängt immer wieder mit einem verwegenen Durchbruch an, und jedem Durchbruch geht ein vermessener Abbruch voraus. Alles kommt darauf an, wohin nun der Schritt führt. Man kann nicht zurück und man darf nicht da stehen bleiben, wohin man gelangt ist, denn wer im Abbruch verweilt, geht des geistigen Lebens verlustig. Auf der Suche nach dem lebendigen Gott muß man mitunter unwürdig gewordene Bilder zerschlagen, um für ein neues Raum zu schaffen. Aber der Abraxas ist gar kein Gottesbild, sondern ein komplexer Begriff, der Begriff einer letztgültigen Verschmelzung von Gut und Böse. Man muß ihm den Rücken kehren, wenn man weiter kommen will. Denn ein Wesen, das lediglich uns selbst, ins Unbedingte gehoben, darstellt und legitimiert, statt uns in den Weg zu treten, uns zu unterweisen und uns zu berichtigen, ist nicht göttlicher Art.

Nach dem Durchbruch des "Demian" ist Hesse nicht auf eine Versöhnung

ausgegangen. Er ist auf der Seite des rebellierenden Lebens geblieben. Aber schon der nächste Schritt führt ihn auf eine Stufe größerer Erhellung.

3

Die in der Reihe folgende Erzählung "Siddhartha", die als "indische Dichtung" bezeichnet ist und aus den ersten Nachkriegsjahren stammt, gibt der großen Frage, die durch alle diese Werke Hesses geht, der Frage nach dem Ziel des Geistes, eine neue bedeutsame Wendung.

Siddhartha, ein Zeitgenosse Buddhas, widersteht der Lehre des Meisters, weil sie wie alle Lehren einseitig sei. Er, Siddhartha, sagt allen Lehren ab, die notwendigerweise das eine bejahen und das andere verneinen, denn sie könnten, so meint er, der Wirklichkeit des Seienden nicht gerecht werden. Er, Siddhartha, will die Welt, die wirkliche Welt, in der Sünde und Gnade dicht beisammen hausen, nicht durch Scheidung, durch Ja und Nein, ergründen und zerspalten, sondern sie nur noch lieben, sie als die lieben, die sie eben ist, in sich bestehend.

Im "Demian" hatte Hesse den Anspruch des drängenden Lebens gegen das Diktat des Geistes vertreten; im "Siddhartha" wird kein Anspruch mehr geltend gemacht. Dort war das Ziel die perfekte Individuation, hier die Liebe zu der in ihrem Bestande untadeligen Welt. Hier wie dort steht letztlich der Geist gegen den Geist, aber dort um der Freigabe der durch den Geist niedergehaltenen Elementarkräfte willen, hier um seiner selber, des Geistes willen, damit ihm nicht mehr vorgeschrieben werde, was an der Welt er lieben dürfe und was an ihr er zu verachten habe. Zwischen jenem und diesem Werk steht der Beginn der grausamen Erfahrung des Zeitalters: daß das Leben, wenn es dem Geist nicht mehr botmäßig ist, gegen sich selber wütet und sich selber vernichtet. Mag Siddhartha in einer steten Meditation Sünde und Gnade in einem umfangen: wenn er es nicht mehr mit der allgemeinen Wesenheit "Sünde" zu tun hat, sondern etwa mit der faktischen Gewalttat, die vor seinen Augen anhebt, mit der Mißhandlung des Schwachen durch den Starken, mit dem Mißbrauch des Abhängigen durch den über ihn Verfügenden, wird er, Siddhartha, die All-Liebe vergessen und sich gegen das Böse einsetzen. In der Dimension des Faktischen muß der Geist, damit das menschliche Übel nicht übermächtig werde, Mal um Mal innerhalb der Menschenwelt so kräftig unterscheiden als er je und je vermag. Diesen Notstand des weltliebenden Menschen hat der Mensch Hesse ja selber immer unmittelbarer kennen gelernt und hat in einer Zeit, in der die Geistigen so vielfältig sich den Machthabern versklavten, das freie Standhalten des Geistes unerschrocken bewährt.

4

Das Buch "Der Steppenwolf", das nun an der Reihe wäre, gehört nur peripher zum Thema des Dienstes am Geist. In all seiner rückhaltlosen Heutigkeit

doch ein tief romantisches Werk, greift es in einer seltsamen Weise auf die Phase des Abbruchs zurück. Es ist, als habe der Autor durch etwas, das, wiewohl grundwichtig, damals, ein Jahrzehnt vorher, ungesagt geblieben war, sich im Weitersteigen behindert gefühlt. Das Buch will als die "innere Biographie" eines Menschen verstanden werden, den, wie Hesse sagt, "schon sein hoher Grad von Individuation zum Nichtbürger bestimmt". Über diese Grundanschauung hatte der "Siddhartha" schon einen bedeutsamen Schritt weit hinaus geführt, aber gleichsam über etwas hinweg, das nun nachgetragen, nachgeholt zu werden verlangte.

5

Schon aber, unmittelbar nach diesem intermezzo appassionato, wird uns eine

neue Stufe zu ersteigen gegeben.

"Narziß und Goldmund", ein hartes und im Grunde schwermütiges Werk, ist in dieser Reihe die blankste, rundeste Erzählung im Sinn der klassischen Tradition. Zum Unterschied von den früheren Büchern der Folge wird hier dem rebellischen Geist, der sich in der Hauptperson verkörpert, ein ebenbürtiger Widerpart gesellt, und zwischen den beiden, zwischen dem immer neu im Aufbruch begriffenen, schweifenden, an sich reißenden und das Ergriffene zu Bild gestaltenden Geist und dem asketischen, dem Gedanken hingegebenen, dem Leben mit der Idee antwortenden, waltet ein großgefaßtes dialogisches Verhältnis. Beiden wohnt die Authentizität des Geistes inne, beide sind Geist, beide zusammen sind der Geist. Hier erst hat Hesse den Widerstreit des Geistes leiblich geformt, in der Zwiefalt dieser zwei Menschen, die nicht gegeneinander kämpfen, sondern einander gegenüber und eben so miteinander da sind. Zu Unrecht also sagt der Denker Narziß zu seinem Antagonisten und Freund, dem Bildner Goldmund, von seiner eigenen Art redend, in der Natur könne der Geist nicht leben, nur gegen sie, als ihr Gegenspiel. Beide mitsammen erst, der sich von der Natur hinnehmen läßt und der ihr die Stirn bietet, beide mitsammen sind der Geist. Der Widerstreit des Geistes, der sich in der Geschichte immer wieder, mit geschichtlichen Faktoren eigentümlich zusammenwirkend, in Krisen entlädt, ist hier im Bilde eines Gegeneinander und Miteinander zweier Menschen begriffen und berichtet.

Wirklich erzählt wird freilich nur das Leben des einen, des Künstlers. Der Mönch Narziß spricht zu uns, aber er bleibt dabei wie unbeweglich; was ihm geschieht, erfahren wir kaum. Hesse hat hernach tief erkannt, was er damit dem denkerischen Geist schuldig geblieben war, und hat im letzten Werk der Reihe, im "Glasperlenspiel", eine große Kompensation geschaffen.

In einem anderen denkwürdigen Belange, der uns hier besonders angeht, wird in "Narziß und Goldmund" gleichsam eine Brücke zu dem viel späteren "Glasperlenspiel" geschlagen. Narziß sagt von sich: "Das Ziel ist dies: mich immer dahin zu stellen, wo ich am besten dienen kann ... Ich will innerhalb des mir Möglichen dem Geist dienen, so wie ich ihn verstehe."

Dem entspricht auf der nächsthöheren Stufe jene geheimnisvolle Tatsache, daß Leo, der "Diener" des Bundes der Morgenlandfahrer, sich als dessen höchster Meister enthüllt, und auch noch in dem Namen Josef Knechts, dessen Lebensgeschichte im "Glasperlenspiel" erzählt wird, klingt das gleiche Motiv an. Das Gesetz, das hier regiert, wird von Leo "das Gesetz vom Dienen" genannt.

6

In diesen beiden letzten Werken der Reihe ist das Thema, das sich in den früheren entfaltet hat, der Widerstreit des Geistes, anscheinend nicht mehr vorhanden. Weder kämpft hier der Geist um die Rechte des Lebens, noch setzt er die allbejahende Liebe gegen die Scheidung der Erkenntnis, noch auch steht hier, in zwei Personen eingestaltet, der abenteuernde und bildselige dem in sich gehaltenen Geiste gegenüber. Und doch wären die Gemeinschaftlichkeit, die sich in der "Morgenlandfahrt" dokumentiert, und der große Friede, der im "Glasperlenspiel" waltet, nicht anders als im Schreiten durch das Feuer der Gegensätze zu erreichen gewesen, und im Innern von Fahrt und Spiel glüht das verwandelte Feuer fort.

Das phantastische Gleichnis von der Morgenlandfahrt, von einer späten launenreichen Romantik durchsetzt, aber im Kern durchaus von unserer Zeit, ist der geglückte Versuch, die Traumfahrten aller Menschen von bildstarker Wunschmacht als eine einzige gemeinsame Fahrt zu fassen und zu erzählen. Ich nenne ihn einen geglückten Versuch, weil es Hesse gelungen ist, das Undenkbare dieser Reise durch Räume und Zeiten zugleich, Reise einer großen Schar und doch zugleich in Teilgruppen der enger Zusammengehörigen, letztlich aber jedes Einzelnen nach dem unerreichbaren Ziel seines Lebenswunsches, doch eben als einen Vorgang zu berichten.

Die Schar besteht nicht bloß aus gleichzeitig lebenden Menschen, sondern auch aus sagenumwobenen Helden der Zeiten, zu den geschichtlichen gesellen sich Figuren alter und neuer Epik, und sogar Pseudonyme Hermann Hesses wagen es, sich darunter zu mengen. Sie alle sind miteinander in einem "Bund" verbunden, dem Bund der Morgenlandfahrer, die getrennt und mitsammen nach dem Zielland der einbildungskräftigen Wünsche fahren. Diese unmögliche und doch wirkliche bundhafte Verbundenheit hat die ringenden Einsamkeiten jener vorangegangenen Erzählungen Hesses abgelöst. Mit diesem Bund und dem Orden, die hier und im "Glasperlenspiel" die Geschehnisse tragen, ist die Kategorie des "Wir" in Hesses Werk eingezogen. Demgemäß bildet es den Wendepunkt der Erzählung von der Morgenlandfahrt, daß das sie erzählende Bundesmitglied, ohne alle Pseudonymie als "H. H." bezeichnet, dem Zweifel an der Wirklichkeit des Bundes verfällt, und es ist ihr Höhepunkt, wie er den Glauben und damit die Wirklichkeit selbst auf höherer Stufe wiedergewinnt. Es ist die Wirklichkeit des Geistes, der Welten aus Welt baut; und dieser Geist ist letzten Grundes ein gemeinschaftlicher. Ein eigentliches Ende hat "Die Morgenlandfahrt" nicht. Der Erzähler bricht ab; und doch empfindet der treue Leser diesen Schluß nicht als fragmentarisch. Die Doppelfigur aus einem "halbwirklichen" H. H. und einem ganzwirklichen Leo, die uns hier zu sehen gegeben wird, läßt uns zur Genüge fühlen, wie der Geist durch Fleisch und Blut in das Gebilde fährt. Die Erzählung hat erfüllt, was ihr als einem Bekenntnis oblag, und eben damit ist sie zum Gleichnis geworden.

7

Man darf "Die Morgenlandfahrt" als ein Präludium zu dem letzten und gewichtigsten Werk der Reihe, dem "Glasperlenspiel", betrachten. In beiden verspüren wir nichts mehr von jenen Stürmen des Geistes, die die früheren durchtobt hatten. Aber in der "Morgenlandfahrt" wird uns noch das Versagen des Menschen in den Proben des Geistes beschrieben; im "Glasperlenspiel" herrscht ein großer Friede zwischen beiden. Was sich hier begibt, begibt sich in den altgewohnten Dimensionen menschlichen Daseins, wenn auch in einer künftigen Entwicklungsphase dieses Daseins; und doch mutet es uns an, als sei der Geist, der beim Menschen eingekehrt ist, bei sich selber zu Gast.

Das Beisichsein, die Selbsteinkehr des Geistes, hat hier die Form des Spiels; und nicht anders als unter dieser Form konnten Taten des Geistes so gelassen erzählt werden. Diesem nicht über sich hinauslangenden Spiel nach eigenem strengem Gesetz, diesem lückenlos geregelten Spiel "mit sämtlichen Inhalten und Werten unserer Kultur," der Musik und der Mathematik gleich verwandt, Kunst und Wissenschaft zugleich, dieser aus äußerster Hochzucht des Geistes entstandenen Vollendung des homo ludens dient der kastalische Orden der Glasperlenspieler, der Josef Knecht zum magister ludi bestellt. Knecht arbeitet für den Geist in dieser seiner Spätform mit einer großen, nie nachlassenden Hingabe und in einer durch nichts zu trübenden Heiterkeit. Es gelingt ihm, das Erziehungswerk des Ordens zu noch größerer Vollkommenheit zu bringen. Zur gleichen Zeit aber geht es ihm immer deutlicher und unerbittlicher auf, daß mit alledem die Verantwortung des Geistes für die ihm anvertraute Welt der lebenden und leidenden Menschen eher versäumt als geübt wird. Zum Helfer des unendlich preisgegebenen und unendlich von sich selber bedrohten Lebens ist der Geist berufen, und man dient ihm schlecht, wenn man nicht der Hilfe Dienst leistet, die er dem Leben zu gewähren hat. Josef Knecht gibt sein Amt auf und verläßt den Orden, mit der Absicht, als Lehrer an einer gewöhnlichen Schule irgendwo im Lande von neuem zu beginnen. Zunächst will er den Sohn eines Freundes unterrichten. Um das volle Vertrauen des Jungen zu gewinnen, folgt er ihm zu einem bedenklichen Wettschwimmen und ertrinkt. Wenn ich diesen Schluß des großgearteten Werkes lese, streift mich jedesmal seltsamerweise die Vorstellung des Opfertodes, den in der Erzählung Knechts von einem imaginären früheren Lebenslauf der Regenmacher eines matriarchalen Stammes auf sich nimmt, weil er eine kosmische Katastrophe nicht verhütet hat.

Der Geist ist nicht als ein wunderliches Nebenprodukt des evolvierenden Naturprozesses entstanden; er ist einem wunderlichen Naturwesen, Mensch genannt, auf dessen Wegen erschienen und ist zu ihm eingegangen. Paracelsus und ihm nach ein Dichter unserer Zeit, Hofmannsthal, wissen von ihm zu sagen, er wohne nicht in uns. Ich meine vielmehr, er wohne und wohne nicht. Wir verdanken ihm prometheische Gaben, und er hat wie Prometheus gelitten. Er hat, dem Leben des Menschen zu Hilfe, gegen allerhand Ungeheuer gekämpft. Aber er ist in sich zerfallen und hat sich selber bestritten, und da konnte er uns kein zuverlässiger Helfer mehr sein. Wir sind in große Not geraten, er hat uns beigestanden, und er hat uns verraten, denn er war kein ganzer und einiger Geist mehr. Heute steht er in der Krisis. Seine Krisis ist die unsere. Ganz und einig kann er nur werden, wenn er sich für unsere Einigkeit einsetzt.

Hermann Hesse hat dem Geiste gedient, indem er als der Erzähler, der er ist, vom Widerspruch zwischen Geist und Leben und vom Streit des Geistes gegen sich selber erzählte. Eben dadurch hat er den hindernisreichen Weg wahrnehmbarer gemacht, der zu einer neuen Ganzheit und Einheit führen kann. Als der Mensch aber, der er ist, als der homo humanus, der er ist, hat er den gleichen Dienst gedient, indem er stets, wo es galt, für die Ganzheit und Einigkeit des Menschenwesens eintrat.

Nicht die Morgenlandfahrer und die Glasperlenspieler allein grüßen dich heute in aller Welt, Hermann Hesse. Die Diener des Geistes in aller Welt rufen dir mitsammen einen großen Gruß der Liebe zu. Überall, wo man dem Geiste dient, wirst du geliebt.

#### WERNER KRAFT

#### **GASTMAHL**

Ich sah den blauen Tisch Und rings herum vier Stühle, Auf ihm nicht Fleisch noch Fisch, Noch Wein, nur Mond am Ziele.

Ich hörte tief erschreckt Den Rundgesang der Leere. Für wen wird hier gedeckt? Wem gibt der Wirt die Ehre?

Welch sonderbarer Gast! Mir scheint, er ist betrunken Und eh' er alles faßt Schon in die Nacht versunken.

Die Bäume stehen still. Sie wachsen in das Dunkel, Wo alles was nicht will Verlodert in Gefunkel.

Zwei Häuser wachsen stumm In ihres Wachstums Scharten. Ich werde noch so dumm Wie dieser kluge Garten.

Und schwinde mir, erdrückt Von allzu starkem Sinne, Und sinke unentrückt In Schlaf, und werde inne,

Es war zu schön, es schwand, Und auch die feinsten Reste, Und durch das stille Land Die Klage der Gäste.

#### HYMNE

Gewaltig, Gott, ragt deines Gedankens Bau, In dem ich wohne, kellergeschützt vor dir, Und auch dein Schweigen in der Tiefe, Zwischen den Wölfen, den Jaguaren.

Gewaltig, Gott, ertönt deiner Liebe Herz, Wenn sich die Ohren schließen des Herzens Schlag, Und auch dein Kreisen mit Gestirnen, Auch deine Sprache, des Menschen Wortbruch.

Gewaltig, Gott, erscheinst du an weißer Wand, Von keinem Schatten irdischen Scheins getrübt, Zu einem wütenden Frohlocken Allen, die jubeln, daß du nicht wärest.

Gewaltig, Gott, stehst über uns du der Alp, Daß nicht zu sein, wie alle, du wärest feig, Der Armut hiesiges Geheimnis – Bist du getrost? Ich vertraue dir mich.

#### KINDERBALL

Wie ruft es aus den süßen Zeiten! Ich war ein Kind und sah das Meer. Es wimmelte von Ewigkeiten, Von Sonnen, Fahnen, Wellentagen.

Ich lebte selig aus dem Vollen. Hier war der Freund und dort die Braut. Wer weiß wo ihre Sterne rollen! Ich höre ihre Herzen schlagen,

Denn einmal gab es für die kleinen Und großen Kinder einen Ball, Das Mädchen sehe ich erscheinen, So scheu... Vorm Tore steht der Wagen.

# ALEXANDER MITSCHERLICH JUGEND IN DER TECHNISCHEN WELT

Inmitten aller Wissensspezialisierung wächst an einem Ort, in der Lehre vom Menschen, unverkennbar eine Wissensvereinigung. Biologie, Soziologie, die Psychologie des Verhältnisses unbewußter und bewußter Strebungen, die großen Kunstformen, oft von ganz neuem Ansatz aus, verschlingen sich in der einen Absicht, das Wesen des Menschen in dieser so tief veränderten, von ihm so gänzlich umgestalteten Welt zu begreifen. Die verschiedenen Teilaussagen zu integrieren, wird nur durch die Übung im Zusammenschauen von Einzelergebnissen aus verschiedenen Forschungsgebieten gelingen.

Daß ein Überblick wie dieser nur lückenhaft sein und nur einige Andeutungen vermitteln kann, ist selbstverständlich. Das wenige, was geboten wird, soll als Bemühung einer Art von Querdenken zwischen Einzelaspekten der Lebensäußerung verstanden werden, und zwar im Hinblick auf das Problem, welche Anpassungsschwierigkeiten und welche Notlagen beim Versuch, ein selbständiger Mensch zu werden, dem jungen Menschen ganz allgemein heute begegnen, an welcher individuellen Ausgangslage sein Leben auch begonnen

haben mag.

An der Entrüstung wie an dem stillen Unbehagen, das manche Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen heute erwecken, wirkt unbeachtet eine optische Täuschung mit, nämlich uns nahe soziale Mißstände für größer zu halten als historisch ferne. Die Formel, daß der Mensch ein getreues Abbild seines geselligen Lebensstiles ist, hat durch die Forschungserkenntnisse der modernen Menschenkunde viel an Gewicht gewonnen. Den Menschen als Homo natura, als reines Naturwesen gibt es nicht. Wo er uns begegnet, ist er immer ein von dieser seiner Gesellschaft geformtes Wesen. Er besitzt nahezu unwandelbare Grundbedürfnisse; sie teilt er mit allen anderen Lebewesen. Er besitzt eine Konstitution, die, abgesehen von den extremen Fehlformen, wie sie als Ausnahmen in allem Lebendigen entstehen, ungewöhnlich plastisch ist. Diese allgemeine menschliche Konstitution kann sich an ungleich mehr Schauplätze des Lebens angleichen, als dies anderen Lebewesen möglich ist. Die individuellen Erscheinungsvarianten tragen zur Buntheit des sozialen Lebens bei. Wo die Eigenart des Einzelnen diese Gemeinform stört, wo er am Leben "krankt", ist die Frage nach der Eigenart der sozialen Umwelt, in der er aufwuchs, wie uns heute scheint, wichtiger als die Frage nach der "Erbmasse". Wenn man heute der Sozialprägung eine so große Aufmerksamkeit zuwendet, dann ist dies ein ausgleichendes Bemühen nach einer langen Periode entwicklungsmechanistischer Vorstellungen. In dem zu ihnen gehörenden Menschenbild schien es, als sei die Erbanlage das unabänderliche Schicksal schlechthin. Wir wissen heute, daß biologische Anlagekräfte mit lebensgeschichtlichen Erlebnissen und Ereignissen eine unlösliche Einheit bilden. Diese Verhaltensprägungen überformen die biologische Mitgift von Anfang an derart tief, daß man an dem, was schließlich als Charakter, als typisches individuelles Gepräge sichtbar wird, kaum eine scharfe Trennungslinie zwischen Erbanlage und Sozialeinfluß zu ziehen vermag. Vielmehr kommt es gerade darauf an, das, was im individuellen Leben zusammen entstanden ist, auch als Einheit zu begreifen.

Die erregenden Erkenntnisse der neueren Menschenkunde, die mit den Entdeckungen Bolks über die "unreife" Geburt des menschlichen Kindes begannen und dann besonders durch die Untersuchungen Adolf Portmanns (des Baseler Zoologen) und seine Lehre vom "extrauterinen Frühjahr" entscheidend vertieft wurden, zeigen, wie sehr der Mensch ein primär soziales Wesen ist. Damit soll nochmals gesagt sein, daß sehr wenige seiner Verhaltensweisen definitiv angeboren sind, fast alle bedürfen des mitmenschlichen Lebens zu ihrer Entfaltung. Und auf diesem Weg bilden sich natürlich auch alle Hemmungen und Deformierungen heran. Vergegenwärtigt man sich dazu noch, daß der Mensch, im Wortgebrauch der Verhaltenslehre, von Natur aus ein Nestflüchter ist, aber nach einer verkürzten Lebensphase im Mutterleib sehr unreif geboren wird und erst am Ende des ersten Lebensjahres den Status des normalen neugeborenen Nestflüchters erreicht, so wird deutlich, daß er das Lebensmilieu des biologischen Schutzes in der Gebärmutter vorzeitig mit dem der sozialen Fürsorge vertauscht, sein extrauterines Frühjahr also im "sozialen Uterus" verbringt. In dieser ersten Lebensphase erfolgen die sozialen Grundprägungen seines angeborenen Triebverhaltens, die bei ihm an die Stelle einer geschlossenen Instinktregulation mit wenig individueller Lernmöglichkeit - also an die Stelle der tierischen Verfassung getreten sind. Aus der Beobachtung an Tieren wissen wir aber andererseits, wie oft diese Erstprägungen zu endgültigen unkorrigierbaren Grundformen des Verhaltens führen können. Dies scheint in vieler Hinsicht auch für das menschliche Kind, im ersten Lebensjahr wenigstens, zuzutreffen.

Alle diese Einsichten, die wir hier nur kurz skizzieren können, machen deutlich, daß die alte "Milieutheorie", die so lange in unfruchtbarem Streit mit der "Erbtheorie" lag, überwunden ist. Erblehre wie Verhaltensforschung haben sich außerordentlich verfeinert. Das "Milieu" ist aus einer kompakten Vorstellungseinheit aufgelöst in ein vielschichtiges affektives Bezugssystem zwischen Menschen, Man hat begonnen, die einzelnen Entwicklungsschritte des Menschen von der Geburt an unter dem Gesichtspunkt zwischenmenschlichen Verhaltens zu untersuchen. Dabei ist es unmittelbar einsichtig, daß das Diktat, das von den Lebensformen der Mitmenschen ausgeht, von der Art und Weise, wie sie dem Neugeborenen und dann dem heranwachsenden Kind begegnen, besonders zwingend ist, da dem Säugling und Kleinkind nur wenige primitive Antwortreaktionen zur Verfügung stehen. Ist man sich einmal klar darüber, daß der Lebensbeginn gleichsam die elementare Anordnung aller später sich entfaltenden Verhaltensweisen in sich trägt, so wird man nicht erstaunt sein, auch in den reiferen, späteren Äußerungsformen des Individuums Anteile seines primären, archaischen Verhaltensmusters wiederzuentdecken. Auch ein Mensch, der sich in hohem Maße seines Verhaltens bewußt geworden ist, trägt in sich alle Stufen der Aneignung oder der Überwindung von eingeprägten Formen des sozialen Stils. Die Kultur ist andererseits ein "Speicher" für Vorentscheidungen (oft auch Vorurteile lästiger Art), der für den Einzelnen die Muster seiner aktuell geforderten Handlungsweisen enthält. Sich nicht nach diesen Mustern zu verhalten, erweckt Angst; und wiederum ist dies eine Erfahrung, die bereits aus der frühesten Lebenszeit stammt.

Andrerseits ist aber die Variation der Verhaltensschemata oder der gesellschaftlichen Verhaltensnormen der eigentliche Spielraum der persönlichen Eigenart. Sklavische Befolgung erzeugt das konformistische Verhalten, Rebellion unter dem Andrang unkontrollierter Triebansprüche das asoziale. Souveräne Einsicht in die eigene Innenwelt wie die reale Außenwelt ermöglicht erst den befreiten, angstfreieren Verhaltensstil, von dem die immer wieder geschichtlich notwendigen Neuformungen sozialen Lebens ihren Ausgang nehmen. Die Skala reicht also von Asozialität über konformistische Verhaltensgebundenheit zu einsichtigem Verhalten als höchster Sozialleistung des Menschen. Und wenn man weiterhin bedenkt, daß menschliche Verhaltensstile nie perfekt sind – wie die instinktregulierten Lebensformen der Tierwelt –, also immerfort geschichtlich überholt werden, so hat man einen Zugang gefunden, warum das Jugendproblem von soviel Vorurteilen belastet ist.

Wir sprachen soeben vom kollektiven Speicherungsvorgang sozialer Erfahrungen und meinen damit die Entwicklung und Beständigkeit lebendiger Traditionen. Seit einigen Generationen ist aber dies die Frage: sind die Antworten, die dort, in diesem Kulturspeicher lagern, noch gefragt? Mit anderen Worten: stimmt die Erfahrungssumme, die als Tradition sich niedergeschlagen hat, mit den realen Herausforderungen an Handeln und Entscheiden, die der Mensch in der Gegenwart zu bestehen hat, noch überein? Zuerst einmal können wir gar nicht anders als aus geschichtlichem Standort, nach eingeschliffenen Wertmaßstäben zu urteilen. Eben das ist ein vergleichsweise dem Instinktzwang ähnliches Verhalten. Es erfordert also nicht wenig Anstrengung, um die Automatismen unseres Wertens und von daher unseres Handelns zu kontrollieren, uns zu befragen, ob sie tatsächlich sachgerechte Einschätzung zulassen. Dabei ist es fernerhin notwendig, sich darüber klar zu sein, daß eine solche Revision anfänglich immer nur von wenigen Menschen und in jedem Fall nur in einem bestimmten Ausmaß des Verhaltens möglich ist. Der weitaus größte Teil unseres Verhaltens erfolgt, wie die neuere Sozialpsychologie nachwies, nicht aus individueller, sondern aus jeweils einem Kollektiv zugehöriger Verhaltensorientierung heraus.

Einer zweiten Forderung scheint man leichter genügen zu können: Es ist die Einsicht in die sich wandelnde reale Außenwelt. Wir leben nicht mehr in einer bäuerlich strukturierten Gesellschaft, auch nicht mehr in den überschaubaren Besitz- und Lebensverhältnissen der bürgerlichen Stadt. Die völlig nach der Zukunft offene Erfindungs-Zivilisation hat alle Schranken, die frühere Lebensformen in der Welt hatten, niedergelegt. Diese Umweltänderung ist dramatisch genug, und wir sehen bereits die nächsten Schritte, die sich durch die "zweite

industrielle Revolution" anbahnen. Hier scheint etwas überwunden zu werden, was bisher nahezu alle größeren Kulturgebilde kritisch überschattete, nämlich der Mangel an Produkten. Es bahnt sich ein Reichtum von ungekanntem Ausmaß an. Die hochindustrialisierten Zentren der Erde, die die Vorreiter dieser neuen Epoche sind, produzieren so viel, daß Hunger gebannt, zermürbende physische Arbeitsleistung auf Maschinen übertragen werden kann, daß also die Kuliarbeit der vorindustriellen Epochen verschwindet. Die meisten Menschen waren bisher aber Kulis. Dazu werden die Menschen älter als je in der Vergangenheit, und das wird nicht nur zu der von den Kulturkritikern allgemein beklagten Überalterung – einem erschreckenden Mißverständnis – führen, sondern dazu, daß mehr Menschen als zuvor die Chance einer individuellen Reifung erhalten.

Es ist banal, diese oft ins Bewußtsein gebrachten Veränderungen jetzt noch einmal zu wiederholen. Sie sollen nur als Markierung dafür dienen, daß wir in der Tat aus vielen Bedingungen heraus in eine neue Geschichtszeit eingetreten sind.

Wie steht es aber mit den Verhaltensnormen, die das moralische, das alltägliche Leben der Menschen regulieren? Sie stammen alle aus der Welt vor dem Einbruch der wissenschafts- und industriegelenkten Umweltgestaltung, aus Epochen der Seßhaftigkeit, der mühseligen, meist jahreszeitlich rhythmisierten Arbeit, aus Epochen, in denen die Fremde schlechthin an den Grenzen der Grafschaft begann, in denen es keine rationale Aufgeklärtheit den Erscheinungen der Krankheit oder den Sitten anderer Kulturen gegenüber gab. Der Soziologe Schelsky hat eine sehr treffende Unterscheidung zwischen Traditionsformen gemacht. Er spricht von "höherer oder geringerer Umweltgebundenheit der Tradition". Die höher umweltgebundenen zerbrechen zuerst. So sind mit dem Auftreten industrieller Produktionsformen die handwerklichen Traditionen verschwunden. Die geistigen, umweltunabhängigeren Traditionen haben besser überdauert. Was wird aus ihnen, fragt Schelsky, wenn auch sie "funktionslos" werden, sich in "geistigen Luxus" verwandeln? Es wird ihnen ebenso ergehen wie jedem anderen Luxus auch: er ist nicht mehr lebensnotwendig. Ihn zu haben, kann angenehm sein, er kann aber auch zum lähmenden Hemmschuh werden. Jedenfalls stirbt man nicht, wenn man ihn entbehrt. Worauf diese Gedanken hinführen wollen, ist dies: Die Geschichte der rational industriell sich ordnenden Welt zeigt uns, daß auch Wertnormen, die großen Verhaltensleitbilder, milieuabhängig, keine reinen geistigen Überordnungen sind. Sie gedeihen ohne Bezug zu einem konkreten Sozialleib ebensowenig, wie ein leibverneinender Geist gedeihen kann. Da wir auf Tradition und verbindliche Lebensordnung nicht verzichten können, da es den Zerfall einer Gesellungsordnung bedeutet, wenn ihre verfeinerten geistigen Regulative zum unverbindlichen Luxus werden, muß es gelingen, mit den realen Lebensformen in Einklang stehende "höhere" Lebensformen neu zu entwickeln. Es muß also nicht mehr und nicht weniger gelingen, als eine tiefere Anpassung an den Zustand dauernder Veränderung, wie er eben durch unsere erfindungsveränderliche Zivilisationsform geschaffen wurde, zu finden.

Man könnte sich denken, und man hat dies naiverweise auch oft getan, daß die Anpassung an die technische Welt ohne Erfordernisse einer tieferen Umgestaltung in der Triebökonomie des Menschen sich vollziehen könnte. Unter Triebökonomie verstehen wir dabei die Ordnung jener Einheit seelisch-geistigen und davon untrennbaren physischen Lebens, alles, was uns als Charakter, als Stimmung, Haltung, Offenheit oder Verschlossenheit, Beschränktheit an einem Menschen oder an ganzen Menschengruppen erscheint. All das, was wir an jeweiliger Lebensverfassung in uns erkennen und was andere an uns erkennen, ist das Ergebnis der mehr oder minder stabilen Abgestimmtheit der Triebkräfte. Diese inneren Gleichgewichte sind nun aber durch die Lebensbedingungen der Industriezivilisation nicht nur in einer vorübergehenden, sondern in einer endgültigen Weise gestört worden; so endgültig, daß es nunmehr keine Rückkehr, sondern unausweichlich nur noch einen "Abschied von der bisherigen Geschichte", um ein Wort Alfred Webers zu gebrauchen, gibt.

Wenn der Einzelne verfeinerte, umweltentbundene Traditionen sowohl in seinen rationalen Handlungen wie in seinen gemüthaften Bedürfnissen beachtet, so heißt das, daß es ihm gelang, in sich Verhaltensformen anzulegen, die eine Selbstüberwindung, eine Überwindung primärer Triebansprüche zugunsten der Lebensrechte der Mitmenschen trainieren. Und das gelingt offensichtlich nicht so leicht und so schnell, wie es gelang, der bewohnten Erde ein anderes Gesicht zu geben, auch nicht so schnell, wie es gelang, aus purer Selbsterhaltungstendenz sich neuen Produktions- und Lebensformen

elementarer Art anzupassen.

Man darf die kulturellen Leistungen der Vergangenheit nicht so überschätzen, wie es ein Besucher der glanzvollen Museen zu tun verführt sein könnte. Die Ausbeutung der Mitmenschen ist deshalb durch die Jahrtausende ein so zeugnisarmes und stummes Geschehen gewesen, weil es zu den kulturellen Selbstverständlichkeiten gehörte. Die Reflexion der privilegierten Schichten erreichte fast nie diese, gesamt-gesellschaftlich gesehen, breitere Lebenswirklichkeit. Die industrielle Revolution hat zum erstenmal in der Geschichte die Voraussetzungen geschaffen, Kultur ohne Ausbeutung zu ermöglichen. Man braucht nicht mehr, wie der amerikanische Soziologe Potter (in seinem Buch "People of Plenty") dargelegt hat, anderen etwas wegzunehmen – sozusagen in aller sozialen Unschuld –, um sich selbst entfalten zu können. Vielleicht liegt hierin überhaupt eine der grundlegenden Herausforderungen zu einem neuen kulturellen Stil, den die Lebensbedingungen der Gegenwart mit sich gebracht haben.

Was bedeutet dies alles für die Menschen, die heute als junge Generation heranwachsen? Negativ kann man es an einer Untersuchung demonstrieren, die in England durchgeführt wurde. Grünhut¹) hat die jugendlichen Rechtsbrecher dieses Landes aus den Jahren 1948, 49 und 50 auf ihren sozialen Hintergrund hin betrachtet. Dabei kam die erstaunliche Tatsache zutage,

<sup>1)</sup> Max Grünhut, Juvenile Offenders before the Courts. Oxford Univ. Press 1956.

daß "70–80% der Knaben aus guten oder erträglichen häuslichen Verhältnissen stammten". Weder die alte Milieutheorie noch die populäre Vorstellung von der "schlechten Erbmasse" kann mit dieser Tatsache fertig werden.

Von der Triebökonomie her ist ein Verständnis eher möglich. Der Antriebsüberschuß, der den jugendlichen Menschen besonders auszeichnet, ist hier offenbar der Verhaltenskontrolle entlaufen. Dabei muß man noch anfügen, daß diese Verhaltenskontrolle im Laufe der Reifung, also spätestens zur Pubertätszeit, immer mehr von einer äußeren Kontrolle auf eine innere übergeht; daß uns eine innere Stimme sagt, was wir im sozialen Feld tun dürfen und was verboten ist. Wenn es also auch, grob gesehen, "normale" Elternhäuser waren, die diese straffällige Jugend entließen, so kann das offensichtlich nicht darüber hinwegtäuschen, daß unter solcher Oberfläche ein Zerfall verbindlicher Tradition sich vollzieht. Mit Schelsky zu sprechen, "Familientraditionen haben keine öffentliche Funktion mehr". Und daran wiederum scheint weniger die individuell-fahrlässig gestaltete Erziehung Schuld zu tragen, sondern man sieht sich auf einen Notstand verwiesen, dem wir alle nicht entgehen. Wir müssen unsere Traditionen revidieren, all das, was uns nicht nur lieb und wert, sondern auch sakrosankt und unabänderlich erschien.

Es gibt aber auch positive Lebensäußerungen, weithin sichtbare Demonstrationen des Unbehagens und des Mutes, ja Todesmutes, um diesem Unbehagen zu entfliehen. Die Aufstandsbewegungen in den barbarisch unterdrückten osteuropäischen Staaten wurden von der Jugend, von ihrem ungebrochenen Elan getragen. Was hier geschehen ist, kann für eine Beurteilung unserer Situation nicht überschätzt werden. Es sind die Anzeichen einer Götterdämmerung in einem soziologisch prägnanten Sinn. Die Methoden der Diktatur im Zeitalter aufeinanderfolgender technischer Revolutionen beruhen auf einer Züchtung blinder Unterwerfung unter eine Art von Autorität, die gerade durch diese Revolutionen entthront wird. Mag es sein, daß die neue Massen-Anonymität große Angst erweckt und daß unbewußt Schutz bei Supervätern im Stil dieser auf überlebensgroßen Transparenten daherkommenden Riesen der Neuzeit gesucht wird. Desgleichen vollzieht sich aber auch ein genau gegenläufiger Vorgang. Die Angleichung an die Lebensbedingungen der Industriewelt ist unaufhaltsam und von rasanter Schnelligkeit. Menschen, die bisher in steinzeitlicher Kulturform lebten, springen in einem halben Lebensalter in dieses uns spät erscheinende Jahrhundert.1) In jedem Fall bedeutet dies aber den Verlust jener Götterwelt, die in irgendeiner Weise Abbild der Sittenordnung der patriarchalen Autorität war. Mag es traditionell naheliegen, die riesigen technischen Projekte der Neuzeit mit den Mitteln Iwans des Schrecklichen zu verwirklichen, das Konzept, so infam-perfekt es auch durch eben diese technischen Möglichkeiten geplant sein mag - es scheitert an eben diesen tiefgreifenden Bewußtseinsänderungen, welche mit der Technisierung, mit der Entbindung von

401

<sup>1)</sup> Vgl. dazu die eindrucksvolle Arbeit von Margaret Mead, New Lives for Old. London 1956, Gollancz.

Seßhaftigkeit, physischer Arbeitsversklavung, besonders aber auch mit dem Überwinden des Informationsmangels unverhinderbar einhergehen.

Aber man kann eben nicht nur ein Bewußtsein verändern, ohne daß dies zugleich Veränderungen im Gesamten der Person mit sich bringt, insbesondere also auch Veränderungen in den unbewußten Lebens- und Erlebensvorgängen. Plötzlich werden Zensur und Gedankenkontrolle, der Status des Leibeigenen in den Deportationszentren - Jahrtausende lang eine Selbstverständlichkeit - zu unerträglichem Zwang. Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn es gerade die Jugend ist, also die Generation, die schon am weitesten von alten Traditionen entbunden ist und die technische Welt als die ihre anerkennt - wenn es gerade also die Jugend ist, welche die Zukunftshoffnungen archaisch-autoritärer Staatsplaner zunichte macht. Indoktrinierung vorindustriellen Stils gelingt hier nicht mehr. Aus dem Zwang neuer Verhältnisse ist diese Jugend weder willens noch in der Lage, in unbefragbaren Glaubens- und Leitformeln Genüge zu finden. Im Hinblick auf die außerordentlichen und nicht nur intellektuellen Anforderungen, welche der ständige technische Fortschritt an die Menschheit stellt, spricht der Wirtschaftswissenschaftler Hans Gross geradezu von der "Entdeckung der Dummen". Bisher waren sie das Fußvolk der Geschichte, gut genug für den monotonen Trott niederer Arbeit. Zunehmend wird diese vom Arsenal der Maschinen übernommen. Was jetzt zählt, sind die unterrichteten Köpfe. Die Gesellschaft kann sich keine Scheindummheit, keine brachliegenden, keine doktrinär verstümmelten geistigen und seelischen Potenzen mehr leisten. Von hier aus sind die ersten Anzeichen des Scheiterns überholter Konformitätsmacherei hinter dem Eisernen Vorhang zu verstehen. Es handelt sich zum erstenmal in der Geschichte um eine Revolution, welche durch die technische Revolution selbst herbeigeführt wurde, und das unterscheidet sie z. B. sehr deutlich von der russischen Oktoberrevolution des Jahres 1917. Sie war weder eine Revolution dieses Stiles noch eine Gegenrevolution. Sie war eine Revolution anderer Art.

So geben die unterschiedlichen Erscheinungen Kunde von einer Unruhe, welche die Menschheit überall dort erfaßt hat, wo moderne Wissenschaft und Technik einziehen. Die Reichweite des Interesses jedes einzelnen heute lebenden Menschen ist gewaltig erweitert. Aber zugleich ist eine Relativierung der eigenen Lebensweisen eingetreten, die nicht weniger bestürzend ist. Die neue, aus der alten nicht hervorgewachsene, sondern eingebrochene, überlagernde, kaum sich vermischende Lebensform erfordert von diesem Einzelnen nun die volle Anspannung aller Kräfte zur Lebenssicherung in zukünftiger Richtung. Nur wenn man sich klarmacht, daß ein im technisch hergestellten Binnenraum, also z. B. in der Großstadt sich bewegender Mensch sinnlich erlebend völlig anders beansprucht wird als alle seine Vorfahren, daß seine umweltprovozierte soziale Verhaltensprägung sich so gewandelt hat, daß er ein ganz neues, unbekanntes "Gesicht" zeigt, und wenn man weiterhin nicht vergißt, daß das Leben trotz seiner Komfort- und Sekuritätshilfen nicht leichter geworden ist, sondern auf eine überraschungsreiche Art und Weise schwer

geblieben ist, dann wird man verstehen, daß fast die ganze Interessenkapazität der Menschen von der Aufgabe absorbiert ist, diese plötzlich veränderte Welt in Gestalt der zweiten technischen Natur zu verstehen. Wir sprechen hier nicht vom Interesse irgendwelcher Spezialisten, sondern von dem des durchschnittlich lebenden Menschen.

Die lebendige Geschichte war sowieso in den Händen der Spezialisten nicht besser aufgehoben. Sie wurde besser an den Lagerfeuern erzählt, war in den Gesängen mythisch entrückt und zugleich hergeholt als Orientierungsleitlinie für das Geschehen, wie man es gerade zu bestehen hatte. Das Erlaubte und das Verbotene, die Prämien und die Strafen, Macht, Hinterhalt der Welt, Ohnmacht, Geborgenheit und Schutzlosigkeit, all die Erregungsmotive, die gleichen Lebensfragen jeder Generation, die sich mit ihrem Leben in den Schutz der Tradition begibt, war hier phantasierend entworfen. Soweit die Einsicht reichte, war das Leben bis zum Horizont klar und überschaubar.

Diese Orientierungsleitlinien erwartet naiv der Neuanfänger jeder Geschichtsepoche. Und gerade sie, gerade diese Sicherheit aus traditionellem Schutz können die Eltern ihren Kindern heute nicht geben. Vergegenwärtigen wir uns nur, daß in diesem Augenblick im engen Nebeneinander Kinder noch nach mittelalterlichen Vorstellungen, andere im Stile bürgerlichen Klassenbewußtseins, wieder andere in der Notsituation zerbrochener Familien, aber zugleich nach den modernen pädagogischen Errungenschaften in Krippen und Horten erzogen werden, daß die feineren Verhaltensformen einer schlesischen Mutter aus einer ländlichen Gemeinde in den Großstädten des Ruhrgebietes, in die sie sich verschlagen sieht, plötzlich unangemessen werden, vergegenwärtigen wir uns dies alles, so wird es nochmals verständlich, warum zu der explosiven Ausdehnung technisch-industrieller Produktionsformen keine ebenso gleichförmige Ausweitung eines einzigen, ebenso einheitlichen Verhaltensstiles gehören konnte.

Keine Sozialordnung überstand bisher die Fakten Auto, Radio, Hygiene usw., ohne ihr altes Gesicht zu verlieren, sich vor sich selbst zu verfremden.

Es wäre sehr unzulässig, die unbestreitbaren Desorientierungen sozialen Verhaltens, wie man sie heute unter Jugendlichen beobachten kann, auf irgendwelche heute gegebenen Verführungssituationen zurückzuführen. Daß Verführungen nicht widerstanden werden kann, zeigt eben, daß die Verhaltensprägung für diese Klippen des Lebens nicht ausreichend war. Das war sie aber deshalb nicht, weil bereits die Eltern dieser Jugendlichen vor den gleichen Orientierungsschwierigkeiten oder der gleichen Revisionspflicht unseres mitgebrachten Verhaltensstiles standen wie nun unsere Kinder. Was sich nun seit 150 Jahren – also in einem geschichtlich noch sehr kleinen Zeitraum – abspielt, ist ein fortwährender Traditionsabbau, der zu einem entsprechenden Identitätsbruch in der Selbstbegegnung der Menschen führt. Die technische Revolution zehrt in ihrem unablässigen Fortschritt alle geschichtliche Substanz unseres kulturellen Speichers auf. Verbindliche neue Verhaltensweisen relativer Umweltentbundenheit, also geistiges Traditionsgut, hat sich noch nicht durchgesetzt.

Nehmen wir zur Vergegenwärtigung dieses Vorganges ein sehr einfaches Beispiel. Der Begriff des Vaters ist für jeden von uns aus der Summierung ungezählter Einzelerfahrungen entstanden. Ein Kind, dessen Vater z. B. bei allen Arbeitsvorgängen unerreichbar, unsichtbar geworden ist, entbehrt eine Kraft der Wegleitung in mehrfacher Hinsicht. Es fehlt ihm neben der gefühlshaften die "sächliche" Beziehung zum Vater, es kann einfach nicht mehr beobachten, wie er die sächliche Welt bemeistert. Damit fehlt ihm ein sehr wichtiges Erfahrungsfeld in der Anleitung zur Gestaltung, durch die sich natürlich zugleich auch eine gefühlshafte Beziehung herstellen wird. Aber der Vater seinerseits arbeitet nicht nur abseits des beobachtbaren Lebensraumes des Kindes, in Büro oder Fabrik, er selbst ist bereits ein von dieser technischen Revolution mit Haut und Haaren Ergriffener. Er gestaltet im Durchschnitt gar nichts, was er als Werk seiner Hände vorweisen könnte. Er selbst hat also schon eine der großen Möglichkeiten der Verständigung verloren.

Eine einzige solche Überlegung – und man könnte zahllose andere finden – zeigt, daß die geänderte Welt nicht mit den Hilfsmitteln der Vergangenheit zu bewältigen ist.

Vieles, was in früheren Epochen in der Natur ein Rätsel und in der menschlichen Gesellschaft eine unumstößliche Einrichtung schien, ist aufgelöst und abgeschafft worden. Dafür sind neue Rätsel entstanden. Das größte ist wohl der Ausbruch dieser erfinderischen Unruhe und Suche nach neuen Wegen, sich die Welt untertan zu machen. Dieser Erfindergeist, dessen Urmotive wir weit weniger kennen als die Hervorbringungen, die wir ihm verdanken, zeigt viele Merkmale einer Flucht nach vorn. Er erschließt nicht nur neue Kraftquellen, sondern ermöglicht zugleich einer ungeahnten Zahl von Menschen die Lebensvoraussetzungen. Längst vollzieht er sich nicht mehr nur aus freien Stücken, aus purem Entdeckungshunger; er ist vielmehr vom Wunsch nach Wohlergehen einer Menschheit vorangetrieben, der dieses Ziel nur durch ein permanentes Neu- und Umschaffen der Methoden ihrer Produktion erreichbar wird. Was daraus folgt, ist, daß die Tradition, die Bindungsformen des Einzelnen an seine Gesellschaft, künftig nicht mehr auf ruhenden Lebensbedingungen sich einrichten kann. Vielmehr müssen die Verhaltensmuster auf einen rasch fließenden Unterstrom technischer Veränderung hin angelegt sein. Dies ist ein Aufgabe, deren Umriß durch all die Notlagen hindurch langsam sichtbar wird.

Vergegenwärtigen wir uns nochmals die Erwerbungen, die mit der Errichtung technokratischer Ordnungen gemacht wurden. Wir leben besser als unsere Vorfahren, wir leben länger als sie, wir sind ungleich informierter, als sie es je waren. Welches sind die neuen Forderungen, die an uns gestellt werden? Rasche Anpassung an eine stetig sich wandelnde Umwelt, vorurteilsfreieres Umgehen mit Menschen anderer Sozialprägung als unserer eigenen, ein höheres Maß von Gefühlskontrolle, das uns den Umgang mit den technisch zugänglichen Energien ohne dauernde Katastrophen ermöglicht. Die Gefahren sind eindeutig genug. Reizüberflutung dezentralisiert unser Wahr-

nehmungsfeld und zerstreut uns im buchstäblichen Sinne des Wortes. Eine Fülle von Gütern verspricht uns die Minderung unserer Unlust, und die Toleranz, eine solche zu ertragen, ist deutlich herabgesetzt.

Zwischen diesen Möglichkeiten, Forderungen und Gefahren wird sich das abspielen, was zweifellos zu einem neuen Erscheinungstypus des Menschen führen wird, nämlich zu einem Wesen, das diese neu entstandene Unruhe zu bemeistern versteht, und die Erziehung wird zu nichts anderem beizutragen haben als dazu, ein von keiner Umweltveränderung verrückbares Wissen darum zu behalten, daß alle Unruhe vom Menschen selbst ausgeht, also auch nur in ihm selbst wirkungsvoll beherrscht werden kann.

(Ein zweiter Aufsatz - "Pubertät und Tradition" - folgt im nächsten Heft)

#### ALBRECHT FABRI

#### KLEINE VARIATION ÜBER DEN RUHM

Nach dem Wesen des Ruhms heißt unter anderm, nach dem Wesen der Größe fragen. Ruhm ist eine bevorzugte Art, auf Größe zu reagieren. Größe aber ist, wie Jacob Burckhardt in den Weltgeschichtlichen Betrachtungen sagt, "was wir nicht sind".

Sie ist der Nonkonformismus par excellence. Eben diesen Nonkonformismus belohnt die Gesellschaft früher oder später mit Ruhm. Ein merkwürdiger Vorgang: Die Gesellschaft stößt, was das Gewohnte überragt und durchbricht, nicht nur nicht aus, sie stellt es sogar auf einen Sockel. Sie sieht im wörtlichen wie im übertragenen Sinn zu ihm auf. Oder wäre der Sockel nur eine andere Form der Ausstoßung?

Dem Fingerzeig des lateinischen Verbums suspicere folgend ist das, wozu man aufsieht, das Suspekte. Das Denkmal wäre demnach die Antwort auf eine Störung. Soweit das Große überhaupt wahrgenommen wird, erscheint es als das Beunruhigende.

Weitgehend dasselbe übrigens, etwas wahrnehmen und etwas Beunruhigendes wahrnehmen! Der Wahrnehmung des Nichtbeunruhigenden antwortet augenblickliches Vergessen. Es wird eigentlich überhaupt nicht wahrgenommen – was mit anderen Worten besagt, daß es eine innige Beziehung zwischen Wahrnehmung und Schmerz gibt. Auch das Denkmal dürfte also wohl ein Ausdruck von Schmerz sein.

Es ist in der Tat keine einfache Manifestation der Dankbarkeit, oder doch nur so, wie sich auch Rache als eine Form der Dankbarkeit beschreiben läßt. Rache ist charakterisiert durch die Unfähigkeit zu vergessen. Dieselbe Unfähigkeit, die einem Trauma, einer Blockierung, einer partiellen Lähmung des Geistes gleichkommt, bildet aber die Voraussetzung auch des Ruhms. Sie bildet die Voraussetzung der Geschichte überhaupt: beider Möglichkeit beruht darauf, daß unser Bewußtsein mit einem Teil dessen, was geschieht, nicht fertig wird. Geschichte und unbewältigte Geschichte sind eins.

So daß Ruhm eigentlich Mißerfolg bedeutete? - Erfolg hat, was von der Gesellschaft resorbiert wird. Resorbiert aber heißt in diesem Fall dasselbe wie -

Vergessenwerden.

Die Tatsache, daß es in einer Gesellschaft Berühmtheiten, besagt nichts anderes, als daß es in ihr Fremdkörper gibt. Ruhm ist der metaphorische Ausdruck für die Anwesenheit von Unverdaulichem. Die Gesellschaft antwortet mit Ruhm, auf was ihr weder zu assimilieren noch zu verketzern gelingt. Ruhm ist das Mittel, das loszuwerden, was man anders nicht loswird.

Woraus folgt, daß die Hauptfunktion des Ruhms in der Erzeugung eines Scheins bestehen muß. So scheint Ruhm ja doch das Große zu ehren; würde sich seine wirkliche Ehrung indes nicht dadurch ausweisen, daß man das Große begriffe und eben damit seiner Sonderstellung entkleidete?

Auch anerkannt, bleibt das Große das Fremde. In dieser Hinsicht erinnert die Entstehung von Ruhm an den Vorgang der Perlbildung.

Die Muschel überzieht einen in sie eingedrungenen Fremdkörper mit einer Rinde aus Kalk und organischer Substanz. Sie assimiliert ihn, indem sie ihn abkapselt; der Sockel, auf den man das Große stellt, ist eine Methode, es sich vom Leib zu halten. Die Gesellschaft verfolgt mit seiner Anerkennung dasselbe Ziel wie mit seiner Ablehnung: sie ist im einen wie im andern Fall bemüht, die Verwundung durch das Große zu vermeiden.

Verräterisches Wort ja auch schon: etwas anerkennen! Man erkennt an, was anzuerkennen man nicht länger umhin kann. In Etwas-Anerkennen steckt Zwang und heimliches Knurren. Die Anerkennung ist nicht etwa das Gegenteil der Ablehnung, vielmehr ihre perfidere Form: zahlt die Ablehnung mit Leidenschaft, so die Anerkennung mit Achselzucken.

Ablehnung engagiert sich immerhin noch: sie gibt die Beunruhigung durch das Große zu. Sie läßt es also, genau genommen, besser gelten als die Anerkennung. Sie hebt hervor, was die Anerkennung gerade kaschiert: die Ungeheuerlichkeit des Großen nämlich . . . Ist Ablehnung aktives, so Anerkennung passives Nichtverstehen.

Nicht nämlich so, als ob Anerkennen Erkennen einschlösse! Ruhm weiß eigentlich gar nicht, was er rühmt. Er lebt auf Kredit, er zahlt mit ungedeckten Schecks; das durch ihn Berühmte ist nicht wirklich, sondern scheinbekannt.

Notwendigerweise sogar! denn was man versteht, bewundert man nicht. Bewunderung ist modifizierte Verwunderung. Weshalb man sich inter pares zwar schätzt, aber nicht bewundert. Einen Atelierruhm gibt es nicht, d. h. Atelierruhm beruht auf Übereinander-Bescheidwissen, ist also, wiewohl er den Kristallisationspunkt des Ruhms bildet, etwas ganz anderes: eine Form der Cameraderie gleichsam . . . Ruhm beginnt und wächst mit der Entfernung vom Atelier.

Womit zusammenhängt, daß Ruhm desto größer ist, je weniger sich über seine Titel Rechenschaft geben läßt. Das Vage gehört zum Ruhm; Ruhm, der aufhörte, vage zu sein, hörte überhaupt auf. Je unbestimmter die Größe ist, auf die er sich bezieht, desto größer erscheint sie, – geradezu als ob Bestimmtheit sie reduzierte und ihres Charakters als Größe beraubte.

Eine bestimmte Größe ist tatsächlich weniger groß als eine unbestimmte, denn sie zu bestimmen erfordert, ihr gewachsen sein, und eben damit verschwände, was doch ihr Wesen ausmacht: die Differenz nämlich . . . ("Größe ist, was wir nicht sind"). Ruhm lebt davon, uns seinen Gegenstand, der eine Unbekannte ist, für eine Bekannte vorzumachen.

Er gibt sich den Anschein, das Große zu vermitteln; in Wahrheit verewigt er es nur, – was auf das genaue Gegenteil hinausläuft. Es wirklich zu vermitteln, müßte Ruhm nämlich seine eigene Vernichtung betreiben. Er müßte den Rühmenden dem Gerühmten derart angleichen, daß eine nach der andern seine sämtlichen Voraussetzungen entfielen.

Merkwürdiges Paradox: Was die Tätigkeit des Rühmens allererst sinnvoll machte, würde sie zugleich erübrigen. Der Sinn des Ruhms besteht im Bemänteln seines Widersinns. Denn wenn schon, rühmt man das Große dadurch, daß man den Zwang, es zu rühmen, schrittweis abbaut und übersteigt. Ruhm ist die ultima ratio der Gesellschaft, sich dem Großen zu verschließen.

Er ist die feierliche Form der Abdankung dem Großen gegenüber. Indem man es anerkennt, verzichtet man darauf, an ihm teilzuhaben. Man antwortet auf den in jeder Größe enthaltenen Vorwurf nicht mit der Anstrengung, es ihr gleichzutun, man läßt sich das Große gefallen. Man erniedrigt es zur Spezialität. Der Skandal der Größe wird so vertuscht.

Dieser Skandal besteht nämlich darin, daß Größe keineswegs eine Spezialität, d. h. daß sie nur insofern außerordentlich ist, als wir hinter ihr zurückbleiben. Er besteht darin, daß, obwohl das par définition Anormale, mit dem Normalen verglichen nicht sie, sondern dieses anormal erscheint.

Das Große ist das Besondere eben nur im Sinn der Statistik: insofern es Möglichkeiten realisiert, die zu realisieren wir versäumen. Es ist darin besonders, daß es allgemeiner ist als das Allgemeine.

Größe subsumiert gleichsam; man erkennt sich im Großen wieder. Besser sogar, als man sich in sich selbst wiedererkennt: Größe ist sozusagen, was wir wären, wenn ... Eben darauf beruht die Möglichkeit, sich im Großen konjunktivisch zu spiegeln, – die ihrerseits wieder der Grund dafür ist, daß Größe überhaupt Verzeihung findet.

Ein neues Licht auf den Ruhm: Die Gesellschaft fälscht sich mit seiner Hilfe im Großen den Stellvertreter zurecht, der das eigene Zukurz kompensiert. Der Dichter nimmt uns das Dichten gleichsam ab; nur daß das nicht geht, einem etwas abnehmen!

Kann man das Denken schon andern überlassen, kann man doch nur für sich denken. Genauso, wie wir dem Großen nicht wirklich, sondern nur im Konjunktiv gleichen, können wir es auch nur im Konjunktiv verstehen. "Man versteht Künstler, insofern man Künstler wird, sich also selbst versteht", heißt es einmal bei Novalis. Ruhm ist das Mittel der Gesellschaft, dieses Gesetz nicht wahrhaben zu wollen und, wenigstens scheinbar, zu umgehen.

Mit einer Metapher könnte man Ruhm als den Versuch beschreiben, die Einsiedlei in ein Ausflugslokal zu verwandeln. Mißlingt der Gesellschaft, den Einsiedler zurückzupfeifen, macht sie sich auf, ihn zu besuchen. Das Scheinwesen des Ruhms bedingt, daß es auch hier nur zu einem Scheinbesuch kommt.

Das einzige wirkliche Mittel, einen Einsiedler zu besuchen, ist eben ein andrer Einsiedler. Sehr schön findet sich das in einer Anekdote bei Aristoteles ausgedrückt.

Eines Tages besuchten Fremde den Heraklit. Sie trafen ihn aber, wie er sich gerade an einem Backofen wärmte. Sie besuchten ihn, heißt das, nicht in seinem Denken, sondern in seiner Notdurft. Die fatale Tendenz, den Künstler just in dem zu überraschen, in dem er nicht Künstler ist: "dans l'acte de mettre ses pantoufles" ... Auch in der historisch-biographischen Beschäftigung mit dem Großen ist sie wirksam.

Eben das Ansehen, das Ruhm der Größe gibt, verstellt ihr Wesen ärger als alles sonst. Bemüht, ihr den Stachel zu nehmen, übersetzt Ruhm gleichsam aus Größe als Ferment in Größe als Genußgegenstand. Daß man, das Große wirklich zu genießen, sich produktiv (und das heißt: abwehrend) gegen es verhalten muß, wird dabei ebenso unter den Tisch gewischt, wie daß Größe nur als Herausforderung Sinn hat.

Der Güter höchstes also, wie ein bekannter Schillervers den Ruhm nennt? – Dann wäre der Güter höchstes das Mißverständnis! Wenn Ruhm natürlich ist, kann Größe nur unnatürlich sein. Eine andere Alternative gibt es nicht. – Oder wäre das die Sicht eines Puritaners auf den Ruhm?

## GERT WOERNER / DIE UNBEGRABENEN

Gut, so begraben zu sein, dachte der Mann. Sich selbst so zu begraben mit dem Reinsten, was es gibt, und dann so zu liegen unter der Sonne. Er sah nur den Himmel, er wollte den Kopf nicht bewegen, um sein Grab nicht zu zerstören. Vielleicht erwartet sie, daß ich ihr zuwinke. Aber ich will die warme Decke nicht aufreißen.

Dann kam der Junge mit der roten Jockeymütze herangehetzt, hielt das Zeitungsblatt in den engen Gesichtskreis, den der Begrabene nur übersehen konnte und der eben noch ganz allein von Himmel erfüllt gewesen war. Jetzt war dort das regengraue Blatt mit der frischen übelriechenden Schrift, die diesen schwarzen Sinn gab. Der Mann riß einen Arm aus dem Grab und hielt den fetten schmierigen Satz in der Hand. Er las ihn, wie Kinder lesen, die noch allen Silben den gleichen Wert geben. Dann erhob er sich schwer aus seinem Grab, und während er die kleine Strecke zum Meer lief, rieselte der Sand an ihm herunter, unter dem er so gut begraben gewesen war.

Der Mann winkte mit dem Zeitungsblatt aufs Wasser hinaus und schrie gegen die Brandung an: "Komm zurück!" Er rief es zu diesem gelben Punkt weit draußen, der über die Wellen sprang. "Hier, das Blatt!" rief er, "komm zurück!" Und als sie endlich umkehrte und ihm zuwinkte, wußte er, daß mit ihrer Rückkehr ans Ufer alles vorbei sein würde. Dieses Stück bis zu mir ist noch alles in Ordnung für sie. Sie ist noch glücklich und hat mich nicht verstanden, sonst würde sie mir nicht so zuwinken, sagte er sich. Er hörte ihr Lachen, und daß sie ihm etwas zurief. Sie tat ihm leid. Er überlegte, ob er sie wieder umkehren lassen sollte. "Bleib noch, solange es dir gefällt. Es ist nichts, ich wollte dich nur sehen. Ich hatte Angst um dich." Aber sie war schon auf dem letzten weißen Kamm, sie hörte zu schwimmen auf und kam mit diesen schönen schweren Schritten, die man durch knietiefes Wasser macht, auf ihn zu. Er hatte Angst, es ihr zu sagen. Vor allem wollte er nicht, daß sie zuvor noch etwas sagen würde, etwas Ahnungsloses, einen einzigen Satz froh sprechen würde, den sie dann beide in Erinnerung behalten müßten.

Er war erleichtert, als er sah, daß sie ziemlich erschöpft war und daß es nur dieses atemlose Lachen sein würde, an das er sich würde erinnern müssen. Als sie den Arm um ihn gelegt hatte, sagte er: "Lies!"

Sie las es nur einmal. Er war erstaunt, daß sie es sofort begriff. "Komm", sagte sie, "mich friert! Komm, wir müssen schnell gehen!" Sie gingen nebeneinander, ohne sich anzufassen. Als fingen sie schon jetzt an, allein zu gehen und in verschiedene Richtung. Sie schritten über die Wälle ihrer Burg, gerade dort, wo sie die Muschelschrift gelegt hatten. Während sie sich ankleideten, horchten sie auf die Gespräche der Nachbarn. Die Männer lachten übertrieben und spannten ihre Armmuskeln. Ihre Frauen schimpften mit den Kindern, die nicht aufhören wollten zu spielen.

"Weißt du -", sagte er, als sie aufbrachen. Aber auf der Promenade bemühte er sich, eine straffe Haltung anzunehmen. Die Lautsprecher übertrugen Marsch-

musik, und es erübrigte sich, daß sie miteinander sprachen. Ein Mädchen hielt ihnen Fähnchen hin. Sie bekamen jeder ein Papierfähnchen und liefen nun wie Stafetten, doch ohne Eile, als sei der Sieg schon vergeben.

Sie suchten sich einen Platz im Speisesaal des teuersten Hotels. Alle Leute wollten an diesem Mittag im "Excelsior" essen, und sie saßen gedrängt, wie in einer billigen Schenke. Die Ober gingen durch ihre Reviere und strichen die Speisekarten durch. Das Radio brachte Meldungen, die schon bekannt waren, doch war es gut, sie noch einmal zu hören. Die Gäste wurden aufgefordert, sich zu erheben. Die meisten waren schon vorher aufgestanden und sahen sich um, ob auch alle mitmachten. In der Stille hörte man nur Kinder flüstern und das Geschirrklappern aus der Küche.

Danach hatte man das Verlangen nach Sekt. Es gab aber nur noch Bier. "Ist noch gutes Bier", sagte er. Der Sand, mit dem er sich begraben hatte, brannte in den Poren.

"Können wir nicht irgendwohin?" fragte die Frau.

"Nein", sagte er. "Sprich leiser!" Er sah aus dem Fenster. Die See war ruhig. Es waren noch Leute da, die badeten.

"Was sind das für Menschen?" fragte sie ihn.

"Peinlich!" meinte er. "Vielleicht Ausländer. Es sind genug Ausländer hier, neutrale." Sie beobachteten die Fremden, die den Strand für sich allein hatten. Die Gäste fingen an zu singen. "Sing mit!" sagte er und fiel in die Melodie ein. "Du freust dich", sagte sie.

"Nein", sagte er singend.

Was ist es dann, dachte sie. Sie sah wieder, wie er ihr mit dem Blatt zuwinkte. "Komm, es ist herrlich!" hatte sie gerufen. Und er: "Nein, komm zurück!" Damit hatte es aufgehört. Er war verwandelt, seitdem er die Erklärung gelesen hatte. Er wollte singen, wie alle Leute. Sie hatte ihn an die Leute verloren, an die Lieder, die sie sangen, an die Papierfahne, die er im Takt schwenkte. "Komisch, habe nur ich allein Angst?" fragte sie ihn.

"Wie?" fragte er. Der Gesang war zu laut, es hatte keinen Zweck, sich zu unterhalten. "Was ich noch sagen wollte: es war jedenfalls gut, so begraben zu liegen", sagte er zwischen zwei Strophen. "Wenn ich auch den Sand nicht so schnell loswerde, der in den feinen Haaren sitzt. Ich gehe natürlich zur Marine – du liebst doch auch das Meer, nicht wahr?"

"Ja", sagte sie. "Können wir nicht einfach übers Meer?" Aber er sang schon wieder.

Sie gab ihren Ausweis ab und durfte an den Strand hinunter. "Sie hat ihren Mann da unten, sagt sie. Sollen sich nicht erwischen lassen", sagte der Mann in der Schreibstube zu seinem Kameraden.

"Laß sie doch. Ich möchte sie baden sehen. Gib mir deinen Feldstecher." Als sie um den Bunker herum war und das Meer sah, blieb sie stehen und konnte nicht dagegen ankämpfen, daß sie sich freute. Wir liegen vor der Insel Sainte Marguerite. Die Sonne ist höllisch. Dafür ist das Meer so blau wie

das Kleid, in dem du mich zur Bahn gebracht hast. Und der Meeresgrund scheint an seichten Stellen durch wie unser Garten grün. Fahre mit den Kindern an die See.

Die Kinder dürfen nicht an die See. Aber ich bin durchgekommen. Ich habe gesagt, du seist hier irgendwo in einem dieser Betonklötze einquartiert, und sie haben mir erlaubt, dich zu besuchen. Sie nehmen es hier am Strand nicht so genau. Sind froh, daß sie im Sand liegen können, manche eingegraben, wie du es gern hast. Einer winkt mir zu, und ich winke zurück. Er will sich mit mir unterhalten. "Setz dich ein bißchen zu mir, Kleine!" Ich rufe nur, daß ich weiter muß, zu dir. Wenn einer so daliegt, halb begraben, könnte ich niemals genau sagen, ob nicht du es bist. Ich gehe aber weiter bis ans Wasser und dann immer an dieser geschwungenen Linie entlang, in der die Wellen auslaufen. Ich finde alles so wie damals wieder, nur daß der Strand leer und still ist, sobald man sich von den Bunkern entfernt hat. Es liegt Gerät herum, das ich nicht kenne, und die Algenbänke sind höher, als ich sie jemals gesehen habe. Das kommt, weil niemand mehr nach Muscheln und Bernstein sucht. Von den alten Burgen stehen manchmal halbhohe Wälle, die der Wind noch nicht geschleift hat. Ich komme an einem Krater vorbei, der wie eine mühsam gebaute Burg aussieht. Sie würde einen Preis gewinnen, wenn ein Wettbewerb wäre. Das Gehen durch den Sand ist noch immer schwer. Ich setze mich auf einen umgestürzten Strandkorb, um auszuruhen. Am Wettermast weht die schwarze Fahne, obwohl es windstill ist. Nun habe ich dir alles erzählt. Du siehst, die Übereinstimmungen mit früher sind nur im großen: das Meer und der Himmel. Der Stacheldrahtzaun war bis ans Ende der Buhne gezogen und ging dort

unter. Sie lief an ihm entlang in Richtung auf die Dünen. Als sie den Posten sah, ging sie langsamer. Er kam ihr entgegen. Der Zaun war zwischen ihnen.

Sie fragte ihn: "Was machen Sie hier mit dem Strand?"

"Wir sperren ihn ab", antwortete der Posten. Sein Gewehr hing über dem sonnenverbrannten Rücken. "Und wie kommen Sie hierher?"

"Ich sammle Holz für den Winter. In der Stadt gibt es ja nichts. Treibholz brennt gut." Sie fing an, die ausgewaschenen, zerfressenen Scheite aufzulesen, die herumlagen.

"Meinen Sie, daß noch ein Winter kommt?" fragte der Posten. Er reichte ihr ein paar gute Stücke, an die sie nicht herankonnte, über den Zaun. "Sie sind nicht aus dem Dorf, das merkt man. Die Frauen hier, die sind den ganzen Tag in ihren Fischräuchereien. Nur die Offiziere kriegen geräucherten Aal. Sie haben doch nichts mit den Offizieren zu tun?"

.. Nein", sagte sie.

Er sah zu, wie sie das Holz schichtete. "Wie wollen Sie das wegbringen?" fragte er. "Wenn ich abgelöst werde, helfe ich Ihnen das Zeug zur Station tragen. Oder sammeln Sie gar nicht Holz?" Er hängte das Gewehr an den Zaun und kämmte sich. "Wir könnten zusammen baden. Oben ist ein Loch im Verhau, ich würde Sie durchlassen."

"Ein Tuch!" sagte sie und strich den Stoffetzen glatt, von dem die Salzkruste abblätterte. "Ein richtiges buntes Tuch habe ich gefunden."

"Man findet noch ganz andere Sachen hier. Manchmal auch Menschen. Morgens sieht man sie plötzlich liegen. Ich weiß nicht, immer kommen sie über Nacht an. Dick wie Kühe und mit Algen behangen wie alte Meergötter." Er kroch durch die Lücke im Zaun und kam zu ihr herüber.

"Und was machen Sie mit ihnen?" fragte sie.

"Mit den Schwämmen? – Wir nennen sie Schwämme. – Interessiert Sie das? Was sollen wir mit ihnen machen! Wir warten erst einmal ab, ob der Wellengang sie wieder wegspült, das ist das Einfachste. Ich muß jetzt meine Runde drehen. Wenn Sie hier warten, bis ich wiederkomme, bringe ich Ihnen etwas mit. Etwas – das finden Sie nicht im Treibgut!" lachte er. "Aber Sie können ja weitersuchen, wenn es Ihnen Spaß macht. Ich habe einen Brief gefunden, den man noch lesen konnte." Er kroch wieder unter dem Stacheldraht durch und holte sein Gewehr. Dann ging er an der Absperrung entlang bis ans Wasser und von dort im rechten Winkel in sein Revier.

Sie war diesseits des Zauns neben ihm hergegangen. Als er abbog, sagte sie: "Ja, ich werde weitersuchen." Er nickte und freute sich. Noch ein paarmal sah er sich nach ihr um.

"Vielleicht finde ich dich. Ich werde dich suchen", sagte sie, als sie wieder allein war. "Oder ich warte, bis du kommst. Du brauchst dich nicht zu schämen, wir haben uns alle verändert. Nur die Kinder sollen dich nicht so sehen. Ich habe keine Angst, du kannst ruhig kommen. Ich will dich begraben. Wenn du willst, werde ich dich im Sand begraben. Du lagst so gern zugedeckt vom Sand. Er ist nicht mehr so schön wie früher, aber wenn du es möchtest, decke ich dich zu. Ich werde dir die letzten Briefe vorlesen, die du nicht mehr bekommen hast. Du brauchst dich nicht zu bewegen. Komm!"

Sie sah ihn weit draußen winken. Mit Möwenflügeln. "Komm zurück!" rief sie. Aber dann ging sie doch zu ihm. –

Der Posten trug sie ein Stück den Strand hinauf. Er wollte sie noch eine Weile so tragen und ihren Kopf an seiner Schulter spüren und das Gefühl haben, daß sie ihn umarmte. Aber das Blut lief aus seiner Wunde am rechten Arm, mit dem er im Stacheldraht hängengeblieben war. Sein Blut floß an ihrem Hals herunter, und er wollte nicht, daß sie so erwachte. Zum ersten Mal hielt er eine Frau in den Armen, eine Frau, die ihm von Anfang an gefallen hatte. Er war dankbar, daß alles so gekommen war, wie er es sich gewünscht hatte, und er wollte sie noch eine Weile tragen und sie beschützen. Aber sie sollte nicht erschrecken, wenn sie erwachte. Er legte sie in den Sand und wischte ihr das Blut ab, sein Blut, das über ihre Schulter lief. Dann band er das bunte alte Tuch, das die Frau vorhin gefunden hatte, um seine Wunde. Als er damit fertig war, hob er ihre Augenlider hoch. Sie sah ihn nicht an. Langsam legte er seine Hand auf ihre Brust und fühlte ihren Herzschlag.

"Sie wollten doch warten", sagte er leise, als sie ihn wiedererkannte. Er bewegte sich nicht, um sie nicht zu erschrecken.

"Ich wollte ihn begraben", sagte sie.

"Wen wollten Sie begraben?" fragte er. Er beugte sich über sie, damit sie ihn sehen konnte, ohne sich anzustrengen. "Wer von dort draußen kommt, der ist so schwer und widerspenstig, den kann keiner von uns begraben."

"Alle müssen begraben werden, das müssen Sie mir versprechen", sagte sie. "Ich bin kein Feigling, aber –", antwortete er. Sie hatte also dumme Gedanken gehabt, und wenn sie ihn ansah, so wie jetzt, dann dachte sie an ihn, den sie hatte begraben wollen. Er stand auf, holte sein Gewehr und patrouillierte vor ihr auf und ab. Man kam hier selten mit Frauen zusammen. Sie hatte ihm zuerst gefallen, jetzt war er etwas enttäuscht von ihr. Er ärgerte sich über die Aufregung, und die Wunde machte ihm Schmerzen. Zweiundzwanzig war er geworden, und er hatte gedacht, daß heute ein Tag sei, den er nie mehr würde vergessen können. Sie hätten am Strand zusammen liegen können, als wäre das ganz in Ordnung so. "Sie müssen das verstehen: ich hatte Sie falsch eingeschätzt", sagte er, während er vor ihr auf und ab ging. "Ich habe Ihnen Schokolade mitgebracht, aber Sie werden sie nicht annehmen wollen. Vielleicht haben Sie Kinder –".

"Ja", sagte sie. Sie streckte die Hand nach dem Päckchen aus, das der Posten ihr hinhielt. Er gab ihr die Schokolade und sah zu, wie sie lachte. Sie freute sich, stand auf und wollte sogleich zu den Bunkern zurückgehen, als sei ihr eben ein wichtiger Weg eingefallen.

Ich habe sie hierhergebracht und meine Hand auf ihren Körper gelegt, sagte er sich. Und dann habe ich ein paar Worte mit ihr gesprochen. Ich mußte ihr sagen, daß ich anders von ihr gedacht hatte. Zum Schluß gab ich ihr die Schokolade für ihre Kinder. Das war alles. Ich sagte ihr, daß ich sie nicht bis zur Wache begleiten könnte, weil ich meinen Posten nicht verlassen dürfe.

Er sah sich manchmal nach ihr um, während er sein Revier ablief. Sie ging immer weiter den Strand hoch, ohne sich umzuschauen. Vielleicht nur deshalb, weil sie dabei auch das Meer hätte sehen müssen, und er verstand, daß sie jetzt genug davon hatte.

Der Mann in der Schreibstube legte das Fernglas weg und nahm sich vor, ihre Arme anzufassen, bevor er der Frau den Ausweis zurückgab.

\*

"Wir haben den besten Platz", sagte der Schneider.

Sie waren glücklich an Bord, standen an der Reling, sie hatten den besten Platz und verfolgten das Gedränge auf dem Kai. Die Einschiffung war gestoppt worden, das Schiff war vollbesetzt. Selbst in den Rettungsbooten saßen welche und schaukelten, daß die Davits kreischten. Die Leute, die noch an Land waren, schlugen Lärm, weil die Matrosen die Gangway abriegelten.

"Einmal sind wir mit einem großen weißen Dampfer gefahren, einfach mitten hinaus aufs Meer und am Abend wieder heim, mit Tanzen und Lampionbeleuchtung", erzählte die Lehrersfrau. Das Schiff, auf dem sie jetzt war, gefiel ihr nicht, aber sie freute sich, daß sie noch 'raufgekommen war. Es sah abgekämpft aus, das Schiff, und genauso unansehnlich wie die See um diese Jahreszeit. Sie hatte keine Lust, über das breiige Wasser zu fahren, in den Nebel hinein. Die Eisschollen schwammen herum wie Papierfetzen auf einem

Tümpel. So kannte sie das Meer nicht, doch mußte sie dankbar sein, daß sie

jetzt hier war.

"Es ist gut, daß wir auf dem ältesten Kahn sind", sagte der Schneider. "Die Nacht und dieser Eimer sind unsere Chance", krächzte er. Er prahlte schon den ganzen Tag mit seinen Seemannsausdrücken, und sie konnten ihn alle nicht leiden.

"Wir stehen alle in Gottes Hand", sagte der Diakon zu den Frauen. Er hielt noch immer seinen verregneten, gelben Passierschein zwischen Daumen und Zeigefinger. Sie nannten ihn heimlich die Gotteshand. Wenn er sie mit seinen kleinen, aber zuversichtlichen Augen ansah, nickten sie ihm zu. Dann wiederholte er seinen Spruch noch einmal. Es störte sie aber nicht.

Nur der Schneider fuhr ihm dazwischen: "In Gottes Hand? Das kann man vorher nie wissen. Schauen Sie sich lieber das Theater dort unten an." Er zeigte auf den Kai. Die Leute, die zurückbleiben sollten, prügelten sich mit den Posten. Sie wollten das Schiff stürmen. "Schmeißt ihnen doch das Zeug ins Wasser!" brüllte der Schneider. Sie waren schon selbst daraufgekommen. Ein Koffer schlug auf eine dicke Eisscholle, platzte auf, und die Siebensachen verstreuten sich wie auf einem Präsentierteller. Hüte und Schuhe rollten über die Kante weg, tanzten auf dem Wasser. "Schöne Stiefel! Wo haben die solche Stiefel her? Und Hüte! Wer braucht einen Hut!" schrie der Schneider.

"Hauptsache, meine Kinder sind an Bord", sagte die Frau, die immer von ihren Kindern sprach. "Meine Kinder sind unter Deck bei den Matrosen. Das wird ihnen gefallen. Ihr Vater war auch Matrose."

"Erzählen Sie noch etwas von Ihren Kindern", sagte die Lehrersfrau. "Es ist gräßlich, zusehen zu müssen. Gott sei Dank, wir sind hier oben." Sie verstand sich gut mit der jungen Frau, deren Mann irgendwo untergegangen war. Nur daß sie immerfort ans Untergehen denken mußte, wenn sie die junge Frau ansah. "Schau dort hinüber", fing der Lehrer wieder an zu erklären, "was du dort hinten im Dunst liegen siehst, diese abfallende Küste, ist uns bis heute ein geologisches Rätsel. Wo sind denn die Beweise, daß es sich hier um eine von Brüchen völlig unbeeinflußte Landstufe handelt? Da tappen wir noch völlig im Dunkeln."

"Wir waren in einem Sommer am Strand, nicht weit von hier. Unsere Hochzeitsreise war es", sagte die junge Frau. "Die Kinder sind zum erstenmal hier. Sie denken, es könnte nicht schöner sein." Sie wollte noch etwas sagen, aber die Maschinen setzten ein, und es war nicht mehr nötig, etwas zu erzählen, nur damit man die Schreie nicht hörte, die vom Kai herüberkamen. Die Planken unter den Füßen zitterten, es tat in den Knien weh. Die Brücken fuhren auseinander, und die Troßwinden knirschten. Es war genug Lärm. Man hörte nichts von den Leuten drüben, nur die aufgerissenen Münder sah man, und ab und zu sackte ein Körper auf die Erde. Aber die Schreie hörte man wenigstens nicht mehr. Sie rangen dort unten um ein Stück Geländer, das gar keine Verbindung mehr mit dem Schiff hatte. Rauch stob aus den Schornsteinen, fegte landwärts und deckte alles zu.

"Bis die Sicht wieder frei wird, haben wir uns so weit vom Ufer entfernt, daß

wir nichts mehr deutlich erkennen können", beruhigte der Diakon die Frauen. "Der Herr kann den Stürmen gebieten." Sie nickten ihm zu.

Der Lehrer setzte seinen Vortrag fort. "Ganze Dörfer haben die Dünen auf ihren Wanderungen zugedeckt und Hunderte von Menschen unter sich begraben." "Wenn unser Eimer einen Aal'reinkriegt, dann werden wir noch nicht einmal begraben. Dann schwimmen wir wie krepierte Fische herum, mit dem Bauch nach oben", unterbrach ihn der Schneider.

"Sie haben recht", antwortete der Lehrer. "Es ist traurig, wie sie so herumschwimmen müssen, ewig unbegraben unter ihren lebenden Gefährten. Ich denke mir, es ist so, als gingen wir, einmal gestorben, weiter durch die Straßen, zwar ziellos, aber großen Auges und für alle sichtbar. Oder es ist, als flögen Vögel ohne Leben weiter durch die Luft, mit schlappen Flügeln und doch vom Wind getragen."

"Die Erde ist noch immer das Beste", sagte seine Frau. "Es müßte hier noch Erde sein. Warum ist hier keine Gasse?"

"Das ist eine lange Geschichte", meinte der Lehrer. "Wir haben keine Zeit mehr, uns darüber zu unterhalten." Während sie so bewegungslos dagestanden hatten, war der Frost in sie hineingekrochen. Plötzlich froren alle und wollten die Arme um den Körper schlagen. Dazu war aber kein Platz. Auf einmal hatten sie alle Hunger. Und sie hatten ihre Portionen für diesen Tag schon gegessen. Nur die Kinder bekamen zur Nacht noch etwas Warmes. Die Küste war nur noch ein dünner grauer Strich über dem grauen Wasser. Die junge Frau dachte an ihre Kinder. Wie sie mit den Matrosen durch die Kajüten laufen würden. Nachher sollten sie in Hängematten schlafen. Ein Eisnadelschauer brach herein, und sie ertrug ihn eine Weile offenen Gesichts.

Der Schneider wollte sich hinlegen, es war seine Zeit, schlafen zu gehen. Aus Koffern und Bündeln stapelten sie Barrikaden gegen den Wind und polsterten den Boden mit den Schwimmwesten. Sie hockten nieder und lehnten sich aneinander. Sie schlossen die Augen und horchten, wie die Eisschollen gegen Luv rammten. Der Diakon sagte jedesmal: "Alles, was geschieht, ist Gottes Wille." Die Frauen waren froh, daß sie den Diakon da hatten.

Der Schneider wachte auf und sagte: "Du dachtest, es wäre eine Treibmine. Da haben wir's. Da ist doch ein Bruch! Merkst du das nicht?"

Der Diakon wollte ihm die Sache erklären, da fuhr die Detonation in sie hinein. Große schwere Flügel schlugen über ihnen zusammen. Als es vorbei war, hatten sie vergessen, wie man die Schwimmwesten anziehen mußte. Das Schiff neigte sich nach der Seite, auf der sie waren, und sie schrien alle den Spruch, den der Diakon zuletzt gesagt hatte. Die Lehrersfrau wollte ein Lied singen, aber der Rauch reizte sie zum Husten, und etwas später glaubte sie dann nicht mehr, daß es noch Zweck hatte, zu singen. Niemand wußte, wie man die Boote aus den Davits bekam.

"Wenigstens die Kinder!" schrie die junge Frau. Sie wollte zu ihren Kindern, die in den Hängematten schliefen, doch kam sie nicht in dieser Richtung voran, sondern mußte, wie alle, die woandershin wollten, diese schiefe Ebene hinablaufen. Sie versuchte, an der Wand hochzukriechen, die immer steiler wurde.

Ein gutes Stück kam sie empor, dann gab es einen neuen Stoß. Ich kann schwimmen, dachte sie. Ich habe sehr viel Kraft. Bis zu den Kindern kann ich schwimmen. Sie machte einen Bogen um die anderen, die nicht vorwärts kamen und sich irgendwo festhalten wollten. Der Diakon sah sie vom Boot aus und holte sie 'rein. "Ich muß doch weiter", wehrte sie sich. "Wo habt ihr die Kinder?"

"Frag nicht soviel", sagte der Schneider.

Sie kamen in einem Fischerdorf an und wurden gezählt und registriert. Dann durfte sich die junge Frau die Kinder ansehen, die ohne Namen herumliefen. Mit besonderer Erlaubnis durfte sie auch in den Raum, wo sie alle dicht beieinander lagen, Frauen, Männer und Kinder sortiert. Mit gefalteten Händen lagen sie da und hatten einen kleinen Tannenzweig an die Brust gesteckt. Es war gerade Weihnachten gewesen. Die Frau sah allen Kindern ins Gesicht. Es half nichts, sie änderten ihre Züge nicht. Ob sie noch warten könne, fragte sie. "Ich warte. Vielleicht kommen sie noch nach Tagen." Und zwei Frauen mit weißen Armbinden führten sie weg.

\*

Der Regen kam jetzt von Osten, und der Großknecht meinte, es sei ein Zeichen dafür, daß es bald aufhören würde zu regnen. "Ich verstehe etwas vom Wetter", sagte er zu der Frau, die neben ihm saß, "was die Bauernregeln sind, die sind nicht die schlechtesten." Er wollte die Frau trösten. Daß der Regen wieder aufhören würde, glaubte er nicht. Früher hatte er die Frau nicht leiden können, weil sie so stolz war, und sie hatte nicht den Dialekt, den hier alle sprachen. Marie mochte die Frau auch nicht, aber das war Eifersucht, und sie hatte gar keinen Grund dazu. Höchstens jetzt, wo sie allein dasaßen und zusahen, wie das Wasser stieg, hätte er mit ihr machen können, was er wollte, und Marie hätte von dort oben zugucken müssen. Der Gedanke beschäftigte ihn eine Weile, er gefiel ihm und ließ ihn den Regen vergessen und die Nacht, die bald da sein mußte. Es gab immer wieder etwas, das half über das Schlimmste hinweg. Er war froh, daß er die Fremde hier hatte. "Marie wäre schon vor Angst gestorben", sagte er. "Sie kennen ja die Marie. Aber da oben herumstehen kann sie und beobachten, wie das Wasser steigt. Sie ist froh, daß sie am Montag auf die Bergweide ist, und uns läßt sie ruhig ersaufen." Er sah zu der Hütte hinauf, in der Marie bei den Tieren sein mußte. Es war nichts zu erkennen als der Umriß der Berge. "Sie hat gute Augen, sie sieht uns bestimmt", sagte er wütend und auch mit etwas Genugtuung.

"Sie dürfen nicht so gemein reden", sagte die Frau neben ihm. "Sie ist gar nicht so schlecht, die Marie." Die Marie hatte ihr das Leben hier schwer gemacht, jetzt saß sie oben auf dem Berg. Die Frau beobachtete, wie das Wasser am Efeu emporstieg. Die Hühner hatten sich mit den Flügeln im Maschendraht verfangen und trieben zwischen ihrem Stall und dem Staketenzaun hin und her. Enten kamen vorbeigeschwommen, etwas verstört, doch noch immer hoffnungsvoll. Die Erpel waren schon im Hochzeitskleid.

"Wenn sie uns nicht bald holen, kriegen sie uns erst am Wehr wieder", schimpfte der Großknecht. Sie saßen auf dem flachen Scheunendach, an den Wänden kroch das Wasser hoch. In den ersten Stunden hatte er Angst gehabt, aber man konnte nicht immerfort Angst haben. Es hörte einmal auf. So, wie er früher einmal gebetet hatte, bis er es dann eines Tages aufgab. Er überlegte, wann das gewesen sein könnte. Die Mutter war noch am Leben, da war er schon nicht mehr mitgegangen am Sonntag. Er erinnerte sich noch an seine erste Kommunion und an ein paar Festtage später, wo er noch den schwarzen Anzug getragen hatte. Der Sommer kam, es war zu heiß für den schwarzen Anzug, und die ganze Sache wurde vergessen. "Na gut", sagte er, "aber daß die anderen in der Arche sitzen sollen: die Bäuerin und der Viehhändler, den sie nachts reinläßt, und die Marie dort oben. Der Teufel soll sie alle holen, die da oben sind, wo kein Wasser hinkommt."

Sie wollte ihm nicht recht geben. Trotzdem, irgend etwas muß mit uns sein, dachte sie, mit dem Knecht, mit mir und mit ein paar anderen. Es müssen ja Zusammenhänge da sein, sonst kennt man sich gar nicht mehr aus. Es dauert lange, bis man einen Zusammenhang findet. Das Meer kommt zu mir, es steigt nur meinetwegen ins Gebirge hinauf. Um mich zu treffen. Es klettert schon an den Ranken hoch und rüttelt an der Scheune. Ich sage nichts dagegen. Nur der Regen hat etwas Unwürdiges. Wenn es dabei nicht regnen würde, könnte ich jetzt noch einmal alles denken, was ich möchte. Der Regen höhlt alles aus. Wie bin ich hierhergekommen? Ich bekam einen Zettel, auf dem stand der Name des Dorfes geschrieben. So war es wohl. Und das Meer ist mir nachgereist, es hat lange gebraucht bis in diese Gegend,

"Da kommt der Apfelschimmel vom Mühlbauernhof. Ein schönes Tier. Der Sohn hat mal ein Turnierreiten mit ihm gewonnen. Jetzt ist es wieder allen voraus. Sehen Sie, die Rotbunte kommt nicht mit. Die Rotbunte kenne ich nicht. Wie weit muß sie schon geschwommen sein, daß ich sie nicht kenne? Wer hat hier rotbuntes Vieh? Niemand wird wissen, wo sie hingehört, wenn man sie später am Wehr auffischt. Uns wird man auch nicht mehr erkennen. Wenn ich früher ein namenloses Grab gesehen habe, dachte ich immer: was mag da wohl für ein komischer Mensch drin liegen? Es sind genau solche Menschen wie wir, jetzt weiß ich es", sagte er.

Der Wind hatte sich gedreht, und der Regen kam wieder von Süden. Der Fluß kam mit Brückengebälk durch den Garten, ein Fuder Heu kam, und eine Koppel Pferde brach ins Haus. Das Wasser leckte über den Dachrand. "Wir sind zu klein, man sieht uns nicht von dort oben", sagte der Großknecht. Er gab das Winken auf, die Berge waren nicht mehr zu sehen.

Das Meer hatte sie gefunden, die Wellen liefen über das Dach aus, umfaßten ihre Knie. Wenn der Regen nicht wäre, könnte man noch etwas denken. Es ist kein Abschluß, dachte sie. Ich möchte noch etwas Gutes denken, aber der Regen hat alles ausgehöhlt. Bäume sprangen über das Dach. Stuben und Häuser, Türen und Brücken und Vieh tanzten vorbei, drehten sich im Reigen. Der Knecht packte die Frau bei der Hand, und sie reihten sich ein zwischen Baum und Tier.

27 NDH 417

## GERD GAISER / SIZILIANISCHES TAGEBUCH

#### Morgen in Trapani

Als wir auf das platte Dach traten, war die Sonne herauf, und die Stadt, auf ihrer Landzunge eng aufgeschossen, streckte sich unter uns in einem kalten, kalkigen Weiß ohne Schatten. Rechts das Leere und Leere links, die Stadt dazwischen, kantig und würfelig, hochgepreßt, oben schnittgerade, dahinter das Meer blau leuchtend wie ein Eisvogelbalg. Nur Kuppeln mit hohen Laternen und spangrünen Hauben durchschossen die Horizontalen ein paarmal. Ganz fern schwammen auf dem Meer Inseln so dünn und hauchig wie Rosenblätter.

Das Weiß der Stadt war streng, ohne Augen, da und dort grau unterlaufen; ein Strich Rosa, ein schmächtiges, schmutziges Gelb; aber kein Grün kam auf außer dem fahl leuchtenden der Kuppeln. Es war kalt, obwohl die Sonne in unserem Rücken flammte, und der Wind sauste im Gehör.

Alle die Dächer bildeten einen blendenden Steinhaufen, der in sich zwar vielfach getreppt und gestuft war, aber fest zusammenhing. Nur zwei tiefe, klaffende Spalten sprengten die Masse und trieben sie auseinander, Straßen, die von uns fortliefen, sehr weit fort, bis sie plötzlich im Leeren endeten, jede mit einer Kerbe, in der das Meer leuchtete. Neigten wir uns über die Brüstung, um in die Straßenschluchten zu blicken, so sahen wir sie unter uns, und noch kein Strahl Sonne fiel in den Grund.

Der Grund lag in einem eigentümlichen, bräunlichen Dämmern. Das Dämmern staute sich und stand wie eine Flüssigkeit bis unter den Rand. Stickig und lau, sehr tief ging es hinab, und die Schlucht schnurgerade, und die Tiefe wimmelte von Leben. Kein Laut aus dieser Tiefe erreichte uns, obwohl die Bewegung unten heftig war: so als blickten wir durch ein dickes, dämpfendes Glas. Nur wenn wir uns in den Windschatten bogen und den Kopf drehten, stieg dumpfes Getön auf, Wirbel, Gestampf und die seltsam dünne, aber durchdringende, atemlos schmetternde Musik, die wir kannten. Es war die gleiche Musik, welche die ganze Nacht lang, bald näher, bald ferner, plärrend, leise schütternd durch unseren flachen Schlaf gegeistert war.

Denn die ganze Nacht über war durch die Schluchten der Stadt, durch die braune, erschlaffende Luft der Straßen die Prozession unterwegs gewesen und bewegte sich fort und fort. Sie schleppte sich in den Tag hinein, dünn und grell angefeuert, und hatte den langen Tag vor sich und noch eine zweite Nacht unaufhörlichen Wanderns. Wir sahen Alleen von Kerzen mit bräunlichen Zungen hinziehen und sahen Hügel von Blumen schwanken, ruckweise schwanken, nickendes Blumengebüsch. Schwarze Bilder, flammend rote Bilder, dunkle Figuren, auf Atlas in Glassärgen ausgestreckt. Verzückung und Qual, ausladende, wilde Gebärden durch Blütengarben. Siegreiche Fahnen, schaukelnde Standarten wie Schmetterlingsflügel. Unter der Wucht der Gerüste, auf denen Figuren sich wanden, unter den Thronsesseln, unter den

tragbaren Blumengebirgen mühten sich Menschen. Sie zappelten wie Ameisen unter ungeheuren Lasten. Manchmal sah es aus, als kröchen die Straße aufwärts riesige, schwerfällig zuckende Tiere, die nur mühsam ihr eigenes Gewicht von der Stelle schoben. Alle paar Augenblicke knickten sie ein und blieben eine Weile liegen. Dann schienen sie Atem zu holen, und plötzlich erhoben sie sich wieder, krochen eigentümlich tänzelnd, schlenkernd, in einem brünstigen und ängstlichen Erbeben vorwärts. Qual und Zittern, Furcht und Beschwörung in jedem Aufstehen. Wir kannten die kurzen, halb schlürfenden und halb hüpfenden, seitlich ausscherenden Doppelschritte, in welchen die Träger unter ihren Lasten zu gehen hatten: vier kurze und zwei gemessenere der Bläser, den seltsamen Tangorhythmus der klagenden und rufenden Instrumente. Endlos schleppten die Züge sich hin, zuckten und rasteten. Wir unterschieden die Vermummungen der Zünfte, stumpfblaue, brennend rote Kittel, weiße Binden, Kappen mit lang schlenkernden Zipfeln; Fackeln, Stangen, Wachsstöcke, Larven mit schwarzen Augenlöchern, sackartige Hüllen, die wie Maden hinkrochen, bewegten sich. Es rief, es rief aus den Schluchten, aus den mühseligen, übernächtigen, quellenden Zügen. Staubig, lechzend, schrill füllte die Musik die Gassen und stieg manchmal über die Ränder. Der Wind kam, der oben im Blauen wütete; er fegte sie ab wie Schaum.

### Auf dem Berg Eryx

Zu den Muttergottheiten steigt man gewöhnlich in die Höhlen. Am Fuß des Bergs Eryx flimmert die Küstenkruste vom unfruchtbaren Salz, und ungeheuer, ungastlich steigen die Wände des Riesenturms, der meerbeherrschenden Festung in die Wolken. Und doch saß auf ihm kein Donnerer, keine Männergottheit. Immer hat er einer Großen Mutter gehört, einer römischen, griechischen, punischen, phönikischen, elymischen, einer Venus, Aphrodite, Astarte, Ischtar und wer immer sie vor allen den Namen, die wir kennen, war. Nie recht griechisch geworden, dieser äußerste Westen der Insel, der ihr Osten ist, Aphrodite selbst keine urgriechische Göttin. Eryx hieß ein Sohn der Aphrodite, den sie von einem der Argonauten hatte und der über die Elymer herrschte. Immer besteht die Verbindung vom Eryx zu Segesta, der Verderberin ihrer griechischen Nachbarn. Aber Aphrodite ist auch die Mutter des Äneas, den man in Rom als Ahnherrn in Anspruch nimmt: ein Grund, Segesta wieder aufleben zu lassen, eine verspätete Vergeltung für Trojas Brand, und die Große Mutter auf dem Eryx weiter zu ehren.

Aus den Abhängen sieht man hinab auf die weiße Stadt Trapani, als eine Sichel-drepanon hinausgekrümmt in die alten Reeden und Schlachtgründe römischer und karthagischer Flotten, auf Molen, Werften und die Lagunen-Labyrinthe der Salzpfannen mit flügeldrehenden Mühlen, auf Kaktusdickichte, Feigengehölze und Bambusfahnen, auf die dachlosen, würfligen, afrikanisch anmutenden Gehöfte des grünen Hinterlands. Es ist eine alte Erfahrung und immer neue Überraschung, daß eine Bergmasse Landschaften trägt, deren

Fläche um ein Vielfaches größer ist als die Grundfläche, die der Berg bedeckt. Während es also von unten scheint, man habe nur einen Klotz vor sich, nackt, einförmig, wenn auch gewaltig, tritt die Straße, die den Berg angeht, weit ausholend in Eryx-Landschaften, wechselnde, bald behaglich bewohnte, bald wüste Landschaften, die sie alle durchsteigen muß. Endlich begibt sie sich in die Wand und nimmt sie zäh kletternd, unzählige Kehren, eine fast senkrecht über der andern.

Es geht von der Meeresebene in einem Anlauf auf nahe an achthundert Meter. So wechselt die Bewachsung, und die Luft ändert sich. Nähert man sich dem oberen Bereich, hängen im Fels duftende, heftig bunte Kissen, dazwischen nackte Schroffen, Weidebänder, Mulden, in denen Pinien- und Kiefernwäldchen hocken. Auf dem Gipfel liegt die kleine, entkräftete Stadt Erice, lautlos, wo nicht Fremde da sind, mit abgekehrten, versperrten, meist nur noch als Sommersitz vermieteten Häusern. Steinerne, reinlich gefegte Höfe, Zisternen; die Steine der Gassen kunstvoll, mit unendlicher, mühseliger Geduld zu Mustern gesetzt. Nur ein stadtbewohnendes Volk, das eng sitzen will und dem Gasse und Hausflur eins sind, wendet solche Sorgfalt auf. Es ist ein Anstieg von Stunden. Ungeheuer müssen die Not, der Drang nackter Sicherung gewesen sein, der Städte an solchen Orten entstehen ließ, wo nichts wuchs, noch ein Wasser floß. Dafür war es undenkbar, hier überfallen zu werden.

Unten im Land war der Tag schlapp und schwül gewesen, voll von stockenden Gerüchen, schleierig verhangen. Hier aber sauste es um wild auskragende Kliffe und regenzerwaschene Kalktürme. Es roch nach den Kiefern, deren Zapfen sich in den Runsen sammelten, Efeu hing bärtig, und die Falken und Dohlen lärmten. Der Wind riß das Wort vom Mund und fuhr kalt um die Mauerkanten, formlose Dunkelheit schoß heran und hüllte den Berg ein, wir saßen in der Wolke; Regen flutete. Wasserwände standen und brachen ein, dazwischen Lichtblitze durch Spalten, endlich strömendes, unanschaubares Licht. Mit einem Schlag Sonne, eiskalte, flammende Himmelsleere; rauchend zog sich die Wolke vom Berg, der Weg rauchte, Lorber und Föhre troffen.

Jetzt war der Ausblick unverstellt, im genauen Sinn unendlich: horizontlos das Meer, im opalisierenden Dunst verfließend. Große, muschelig schimmernde Flecken spielten auf der Fläche, und Schiffe standen verloren, winzig klein im Grenzenlosen. Nach der anderen Seite tiefes Blau, ein Fleck funkelnden Kobaltgrüns, weiße Schnüre von Brandung, und über dem Berg Cofano wuchs ein doppelter Regenbogen vor der entfliehenden Wand.

Das also war der Sitz der Göttin. Nahm man die Luft, die Salzluft, die Regenluft, die bittere Lorbeer- und Kiefernluft, den feinen Rest von Gewitterschwefel und Eisnadeln, so schien dies kein Ort schlimmer Dienste, wie man sie der Göttin nachsagte. Keine verbuhlte Luft: in dieser strahlenden und stürmischen Helle schien eine strenge Herrin eher als eine zügellose zuhause zu sein. Die Falken schrien, und das Land war sehr grün geworden.

## Der Weg nach Selinunt

Trapani verließen wir an einem Morgen, der hell und zwischen den Windstößen schon heiß und in den Schatten noch kalt war, wir fuhren den langen, ganz leeren, wie ausgefegten Kai ab, an dem nur einmal ein paar große alte Segler vertäut lagen und aneinander knarrten, und wir sahen die Mole weiß, lang und schmal hinausstechen in das pfauenblau funkelnde Meer und sahen den festen Turm draußen, den Hamilkar, der Karthager, erbaut haben soll, und immer schwammen die rosenfarbenen Inseln, hauchig, weit hinten. Wir fuhren an den Salinen entlang, dem Gewirre von seichten Lagunen und dünnen Dämmen, alles flach und schmal, unbewachsen, salzig blitzend, ein paar Windmühlen, und die Buckel von Salz, sorgfältig mit Ziegeln abgedeckt; und wir sahen noch einmal nach dem Berg Eryx hinauf, der enthäutet, fein behaucht, kühl in den merkwürdig lodernden, stürmischen Himmel hinaufstand, und uns wunderte noch einmal, wie dort oben im Bereich der Großen Mutter die Luft heftig und hell, und wie dort ein Duft von Salz und von Fichten gewesen war.

Nun aber schien ihre Herrschaft eine andere Gestalt anzunehmen, denn die Ebene, die wir durchfuhren, wurde fruchtbarer, sie begann, obwohl noch frühlingshaft, Üppigkeit zu verraten. Wir sahen die Erde rot oder feurig orangefarben oder in pudrigen Lilatönen, und darauf die Feigenbäume, eben sprossend, mit silberner Haut, und die grauen Wuchten der Ölgärten, und die grüne Saat, heftig, durchdringend grün, handhoch oder kniehoch emporgeschossen, und Mandelblüte, und Palmen und Bambusfahnen; nur die Reben standen noch kahl. Und wir sahen die Gehöfte liegen, rosa und weiß getüncht, mit hellen Flächen und scharfen Schatten, und kuppelig überwölbte Schöpfbrunnen, und nickende Esel, die vor hoch mit Gemüse bepackten Karren trippelten; an den Mauern blühten lackrot die Pelargonien, und ein gelber und violetter Flor von Unkräutern wallte die Straße entlang: wir fuhren lange, und es kam auf uns zu, alles längst vertraut, was wir nie gesehen hatten, alles unerwartet, was uns doch längst vertraut war, und immer blieb das Meer, bald blau und bald streifig grün, bald wie Milch und Türkis zu unserer Rechten.

Durch Orte fuhren wir auch, fuhren durch Marsala und durch Mazara, und manchmal wurde die Gegend einsilbiger und verlassener, und hohe Eukalyptusbäume standen da, das Licht rann durch ihr Geäst und ihre hängenden Blätter, und sie warfen kaum Schatten. In Castelvetrano hielten wir an, um Vorrat einzukaufen.

Kaum standen wir, legte sich uns der merkwürdige, kochende Lärm solcher Orte auf die Ohren, diese Art von Überdruck an Bevölkerung, der die Menschen aus den Häusern auf die Gassen hinauszupressen scheint. Zu der Leere des Landes draußen ein betäubender Gegensatz; man begreift, was die alten Schriftsteller meinten, wenn sie von volkreichen Orten schrieben. Der Ort war volkreich, doch war nicht ersichtlich, daß irgendeine Arbeit geleistet wurde, es stand zu vermuten, daß Arbeit überhaupt nur unregelmäßig und nur

für einen Teil vorhanden war. So hat der Drang in den Straßen etwas eigentümlich Stehendes, nichts von der gleichmäßigen, zielgerichteten Hast nördlicher Städte, in denen ständig Ströme aneinander vorbeidrängen oder sich kreuzen. Bei genauem Zusehen wird man gewahr, daß die meisten Teilhaber des Gewühls nicht in Bewegung sind, sondern diese gleichsam von ihrem Platz aus versenden. Während sie auf Schwellen, auf Mauerborden, auf Strohstühlen oder ihren eigenen Fersen sitzen, ist der Austausch so, daß Luft und Wände zu zittern scheinen.

So beobachteten wir einen bestimmten Mann, solang wir in einen Ausschank getreten waren und die dicke padrona Hebel und Hähne zischen ließ, um uns einen Kaffee zu bereiten. Es war dunkel in dem Raum und kein Laut außer dem Zischen der Kaffeemaschine, hinter dem Perlenvorhang aber zitterte und brodelte das Gewühl. Dicht bei uns, nur durch die Schnüre von uns getrennt, stand der kleine, schon ergraute Mann im Gedränge und schickte in ganz kurzen Abständen einen heftigen, durchdringenden Ruf aus. Es war weder zu verstehen noch zu raten, was dieser Mann feilhielt oder etwa zu kaufen wünschte. Der Ruf schien am Ende niemanden zu suchen, ja ohne Zweck zu sein, aber eine notwendige Lebensäußerung, in der Gier und geschöpfliche Melancholie lagen. Dabei vollzog er sich mit einer solchen Inbrunst und Kraft, daß der Schrei gellte; die Zungenspitze zitterte aus dem Spalt der Lippen, die Halsadern traten hart aus und die Augen schlossen sich; der Mann sah nicht, solange er schrie. Am ehesten war man an einen zerzausten Vogel erinnert, der Standlaut gibt, nur um merken zu lassen, daß er seinen Platz hält.

Bald sahen wir gegen das mittägliche Meer, das blendete, die Trümmer von Selinus. Schwärzlich gegen das Licht stiegen nahe der Straße die ersten Ruinenhaufen, dann hinter der Senke, hinter flachen sandigen Wellen, die der Selleriebach durchläuft, von dem die Stadt ihren Namen hat, selbstverständlich und unglaubwürdig die stehende Säulenreihe auf der Akropolis, der Tempel C. Ein Kapitell aus Selinunt, das durch seine Maße erschreckte, hatten wir in Palermo gesehen. Es war in zwei Hälften gesägt worden, damit es sich befördern ließ. Jetzt lagen eben diese Kapitelle, die Quader und gekandelten Trommeln zu Haufen zusammengeschmissen, die trotz der blendenden Helle. die auf sie floß, etwas Finsteres hatten. Die Steingebirge lagen inmitten der frisch aufgegangenen, heftig grünen Ackersaat, und daß diese zerschmetterten Kolosse, die niemand wegräumen konnte, da lagen und das Land hinderten, Brot zu geben, machte ihre Gegenwart furchtbarer. Eine noch barbarische Kraft, ein titanischer Überschuß, der sich nur im eigenen Werk zähmen kann, lebt in diesen Riesenwuchten. Um so mehr macht die Gewalt schaudern, die hier in einer Art Raserei diese Bauten recht wörtlich so zerwirkt zu haben scheint, daß kein Stein auf dem andern bleiben sollte. Das liegt, als hätte ein Wirbel diese Wuchten zusammengedreht und dann niedergestampft. Nur ein Stumpf gibt noch da und dort eine Senkrechte. Eine Trommel, ein paar Werkstücke liegen weitab, mitten im Korn, wie durch die Luft geschleudert. Der Pflug geht geduldig, seit welchen Zeiten schon, um die Blöcke.

In Segesta hatten wir einen lautlosen Tag gehabt, verhängt, mit Disteln und

Dohlen. Hier kam zu der Wildheit dieser Trümmer das Donnern des Meers, das glasgrün den weißen Strand heraufschäumte und bis an die Düne leckte. Im Aufwind, der den steilen Bruch heraufkam, flimmerte ein rotes Mohnfeld. Das Meeresrasen machte den Ort herrlicher, er muß königlich gewesen sein, als die Stadt stand, und er blieb königlich. Wir ließen uns Zeit, legten uns so in eine heiße Kuhle, daß wir Meer und Säulen zugleich im Blick hatten. Der Wind trieb den Sand, wir spürten ihn zwischen den Zähnen, wir schwenkten die Gläser mit Wein aus und hielten ihn gegen das grünblitzende Meer; wir aßen die schwarzen Oliven, die mit seinem Salz gesalzen waren. Immer mehr zogen die Säulen uns an, die frei aufstiegen oder noch ein Stück ihres Gebälks trugen. Das Verlangen war unwiderstehlich, sich ihnen zu nähern und die Hand auf den gelben, porösen Stein, auf die Grate und in die Kanneluren zu legen. Aber noch gingen wir in weiten Schleifen, um immer veränderte Ansichten zu gewinnen, durch die hoch blühende Wüstenei. Wir stolperten in überwucherte Löcher, gewannen Halt auf Stufen, die unversehrt, mit harten Kanten, aufwärts führten, traten durch zähes Gewirk von Zwergsträuchern auf freien, blitzenden und mit Muschelresten durchsetzten Sand, auf Flecke voll bunter Anemonen. Dann fielen die Metopen uns ein, die über den Säulen gesessen hatten: Aktaion, von den Hunden angefallen, Hera, sich entschleiernd, Athene, die den Giganten niederwirft, Herakles und die Amazone, das alles aus dem gelben Stein mit den sprenklig flimmernden Oberflächen, weich und da und dort von den Regenflüssen zerwaschen; aus bleicherem, feinerem und festerem Stoff die Köpfe der Weiber, ihre marmornen Füße und Hände, alles einst im Wind, in der duftenden Hitze, im bläulichen Schattenschlag der Dachtraufen. Wir drangen durch Dickichte des grauen Wermuts, der bis zu den Hüften wucherte. Im Gehen zerrieben wir die Blättchen zwischen den Fingern. Der Geruch machte uns sicher, daß wir da waren.

### Ein Ausbruch des Ätna

Den ganzen Tag brachten wir am Meer zu, und die Sonne brannte herab, und der Wind ging zwischen Plaudern und Brüllen, er fegte die Klippen. Die Küste war ganz leer, nichts als Kalk, weißgrauer Kalk mit Sprenkeln einer kurzen Grasnarbe, mit ein paar Büschen Wolfsmilch und Rosmarin. Der Kalk war zerklüftet und seine Oberflächen wie von peitschenden Tropfen zerlöchert, daß der Fuß wie auf Raspeln ging. Versteckt in einer Bucht, die man erst erkannte, wenn man an ihren Rand trat, lag das Dorf Santa Panagia, sofern es noch ein Dorf zu nennen war: ein Halbdutzend Häuser, die meistens verlassen schienen, eine Kirche der Heiligen, gleichfalls zerlöchert und mit eingestürztem Dach, alles derselbe Stein und ineinander verbacken. Kein Baum; überall brach es jäh und tief zum Meer ab.

In einem Spalt, der die Felsen zerriß, trafen wir auf eine sichtlich uralte Steintreppe; sie führte hinab und endete in einer unteren, unbegehbaren Klippenzone, wo das Wasser in Kesseln toste und die Wände den Schall zurück-

warfen. Hier war es schattig und kalt, es roch stark nach Tang, man sah zwischen Brechern, wenn die Flut sich glattzog, helle Felsgründe, von Seeigeln wie von schwarzen Kletten besät; rotes Getier blühte in Wannen. Die Auswaschungen zeigten seltsamste Formen; in Kanälen und Schneckengängen schnarchte und klagte es. Dann drang Wasser zwischen den Riffen wieder hoch schäumend ein, schwoll und stieg gegen die Felskehle, lehnte sich an sie und fuhr wieder gurgelnd zurück, an Tangschöpfen zerrend. Aufwärts kletternd tauchten wir an das wärmende Licht wie aus Kellern. Der Kalk war weiß, das Meer blau, und der Ginster blühte mit gelben Fähnchen. Über die Bucht hin stand der Berg Ätna licht wie ein Geist. Man sah die Küste nicht, über welcher er aufstieg, man unterschied auch nicht seine unteren Zonen; aber sehr hoch, so hoch, daß man dort keinen Berg mehr vermuten mochte, trat sein Gipfel heraus, gleißend und weit hingedehnt. Die Stunden wichen: Mittag ging vorüber. Wir hatten nichts zu essen mitgenommen, da

mochten wir uns nicht. Der Durst machte uns eine Weile zu schaffen; dann vertrieb der Wind ihn. Glocken von weidendem Vieh, Hirtenpfiffe drangen in unseren Halbschlaf. Wir sahen Burschen zu, welche die Klippen durchstiegen und sich Seeigel fingen. Auf der flachen Hand hielten sie die stacheligen Kugeln, schlugen das Messer in sie und schlürften die Schalenhälften.

wir nicht damit rechneten, so lang zu bleiben; aber von dem Ort trennen

Dann trippelten Ziegen vorbei.

Der Wind blieb auch am Nachmittag stark, er trommelte über die nackten, tausendporigen Felsbarren. Allmählich umzog ein Schleier den Ätnagipfel, dann eine Wolke, die rasch wuchs und ihn einhüllte. Auch am Himmel legten Zirren sich wunderlich durcheinander. Plötzlich wurde uns deutlicher, daß wir dicht unter den Mauern des alten Syrakus lagen. Da und dort saß noch ein behauener Stein auf dem andern in dieser Verlassenheit; im Geröll steckten Scherben. Ein wilder Feigenbaum streckte sein Geäst aus einer Grube, die ein Grab oder eine Zisterne gewesen war. Im Schlaf hörten wir es donnern. Wenn wir aber betäubt die Augen öffneten, stand der Himmel frei über uns und die Sonne unverhüllt. Es war im Schlaf gewesen, als schüttere es in den Felsen. Aber das Wasser schlug wohl mit Macht gegen sie.

Wir erwachten erst wieder, als die Sonne ziemlich tief gesunken war. Auch der Wind war abgeflaut, und zum erstenmal sahen wir mit Bewußtsein gegen das gelb wallende Licht die Ebene, die sich zur Linken von unserem Steilufer fortzog. Staubfahnen wanderten dort, und ein Bach, der in eine kleine Bucht fiel, gliß an ein paar Stellen. Wir nahmen den Ort wahr, der uns bisher nur in Karten gestanden hatte, und erkannten ihn mit einer Art von Schrecken. Dort an dem flachen Strand hatte die unselige Landung der Athener sich abgespielt. Dort waren die Kiele auf den Sand geschurrt und waren die Lager geschlagen worden, Staub wölkte auch damals, und zu eben jenem Bach hatten Tausende sich gebückt, um zu trinken. Nikias war dort gegangen, zum Untergang bestimmt, Alkibiades war davon, als das Staatsschiff erschien, um sich seiner zu bemächtigen. Das alles war gegenwärtig, die Zeit für ein paar Atemzüge außer Kraft. Der Ginster roch stark, und die Sonne ränderte die

Sprossen des Feigenstrauchs, der aus der Zisterne aufschoß, und ränderte die Wermut- und Wolfsmilchstauden. Er hat alles gewußt, dachte ich, Nikias, der dort unten gegangen ist, ein vornehmer Mann, langsam und sehr vornehm; sie haben ihm zugesetzt, und er mußte tun, was er nicht wollte, und konnte sich nicht heraushalten; die Stadt, gegen die er nicht hatte kämpfen wollen, nahm ihm sein Leben.

Unser Blick fiel wieder auf den Berg, dessen Haupt frei geworden war, sich aber seltsam verändert hatte. Es war kein Gewölk mehr da, doch zog ein brauner Rauchstreifen, vom Wind mitgenommen, nach einer Seite ab wie ein gerader Strich. Der Schneeglanz war geschwunden; ein riesiges dunkles Tuch aber schien in der Höhe ausgelegt und reichte weit herunter.

Als wir auf der Hochfläche gingen und die Sonne hinunter war, sahen wir zwischen den Ölbäumen durch, wie der Gipfel ins Glühen kam. Der Berg glühte in der Bläue wie ein rotes Schüreisen. Er war ausgebrochen, während wir unseren stillsten Tag gelebt hatten.

### WERNER KRAFT

#### NARRENSCHWERMUT

So allein wie heut des Menschen Leben War es niemals wehrlos preisgegeben Den Gewalten, die ihn steinern fallen Machen und zerschellen und verschallen. So verschollen gibt es kein Zurück mehr, So verworfen keine Spur von Glück mehr. Es ist aus, umsonst ist deine Mühe. Dennoch sorgsam kommt des Morgens Frühe Wie des Abends Feuerlichtgefunkel Vor der Lichtung, vor der Deutung, Dunkel. Du mußt warten, ehe du geschieden In die Freude, in den wilden Frieden, Ohne Hoffen, daß es werde lichter Voller Hoffnung dir, dem dunklen Dichter Ienes Lichts, das einmal ward und werde, Wenn den Hirten wärmt die warme Herde Und die Schönheit atmet aus der Blume Durch die Welt in wehem Altertume Und die Gegenwart aus spätem Munde Spricht des Anfangs Sturm im alten Bunde.

## RICHARD MÜNZNER / DIE UNIVERSITÄT HAMBURG

Die Universität Hamburg ist eine der jüngsten deutschen Universitäten, und sie ist die erste, die von einem demokratischen Staat gegründet wurde. Ihre Errichtung dokumentiert sich daher nicht in einem feierlichen Stiftungsbrief, sondern in einem nüchternen Gesetzblatt der Freien und Hansestadt Hamburg. Wer ihr geringes Alter kennt, ist erstaunt, im Sitzungszimmer der Universität Professorenporträts vorzufinden, die aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammen. Tatsächlich betrachtet sich die Universität Hamburg als Hüterin einer wissenschaftlichen Tradition, die bis in das beginnende 17. Jahrhundert, in ihren Wurzeln bis in die Zeit der Reformation zurückreicht. Zum Verständnis der Eigenarten dieser Großstadt-Universität ist daher ein Blick auf die Entwicklung der Wissenschaftspflege in Hamburg geboten.

Im Jahre 1613 wurde in Hamburg das Akademische Gymnasium gegründet, das die Ausbildung der seit 1429 bestehenden Gelehrtenschule des Johanneums weiterführen und den Übergang seiner Studenten auf eine Universität vorbereiten sollte. Joachim Jungius, Rektor von 1629 bis 1657, war der berühmteste der Professoren des Akademischen Gymnasiums, an "Gelehrsamkeit und philosophischem Geiste" unter seinen Zeitgenossen hervorragend und weit über die Grenzen der Hansestadt hinaus geachtet. Zu seinen Schülern zählen die Mathematiker Heinrich Siverus und Martin Fogelius sowie der Philosoph Johann Vagetius, deren Porträts das Sitzungszimmer der Universität schmücken. Ein weiteres Bild stellt den Nationalökonomen Johann Georg Büsch (1728 bis 1800) dar, der als Wegbereiter der Wirtschaftswissenschaften

Büsch war es, der im Jahre 1764 einen "öffentlichen Vortrag des Gemeinnützigen aus der Mathematik" hielt, um - wie er selbst erklärte - "einen allgemeinen Nutzen zu schaffen". Damit war er zum Begründer eines öffentlichen Vorlesungswesens in Hamburg geworden, das im Jahre 1837 in der Verpflichtung der Professoren des Akademischen Gymnasiums zu mindestens einer unentgeltlichen öffentlichen Vorlesung jährlich durch ein Gesetz sanktioniert wurde. Dieses "Allgemeine Vorlesungswesen" ist auch nach der Auflösung des Akademischen Gymnasiums im Jahre 1883 aufrechterhalten worden. Es umfaßte später außer den öffentlichen Vorlesungen auch Fortbildungskurse für bestimmte Berufskreise, so für Kandidaten der Theologie, für Verwaltungsbeamte, für Zollbeamte, praktische Ärzte, Kaufleute, Pharmazeuten, Lehrer und Lehrerinnen. Da auch in der Zeit, als das Akademische Gymnasium nicht mehr bestand, noch Professoren für das Allgemeine Vorlesungswesen berufen werden konnten und berufen wurden, entwickelte sich eine in bestimmter Form organisierte Volkshochschule, ohne jedoch damals oder später diesen Namen zu tragen. Welche Bedeutung das Allgemeine Vorlesungswesen für Hamburg hatte, ist daraus ersichtlich, daß im Wintersemester 1913/14 300

in Hamburg gilt.

Kurse von 207 Dozenten abgehalten wurden, wobei die Lehrtätigkeit des neben dem Allgemeinen Vorlesungswesen bestehenden Kolonialinstituts nicht berücksichtigt ist. Die Zahl der verkauften Vorlesungsverzeichnisse betrug für das gleiche Semester 4300. In den Beratungen, die zur Gründung der Universität im Jahre 1919 führten, ging man zunächst davon aus, daß das Allgemeine Vorlesungswesen durch die zu gleicher Zeit zu errichtende Volkshochschule ersetzt werden sollte. Es ist dann aber, von der Volkshochschule getrennt, erhalten geblieben. An der Universität besteht auch heute noch ein besonderer Ausschuß für das Allgemeine Vorlesungswesen, dem außer Universitätslehrern auch Vertreter des öffentlichen Lebens der Hansestadt angehören. Ein Teil der Vorlesungen, die im Vorlesungsverzeichnis der Universität angekündigt werden, steht den Hörern des Allgemeinen Vorlesungswesens offen; vorwiegend handelt es sich dabei um Sprachkurse, insbesondere um solche, die von anderen Institutionen nicht abgehalten werden. Darüber hinaus werden in jedem Semester mehrere Einzelvorträge im Rahmen des Allgemeinen Vorlesungswesens veranstaltet.

Daß das Allgemeine Vorlesungswesen nach Auflösung des Akademischen Gymnasiums ohne Schwierigkeiten fortgesetzt werden konnte, ist vor allem einer Anzahl wissenschaftlicher Institute zu verdanken, die sich seit dem beginnenden 19. Jahrhundert, neben dem Akademischen Gymnasium oder aus dessen Lehr- und Forschungstätigkeit hervorgehend, entwickelt hatten. So entstanden der Botanische Garten (1810), die Sternwarte (1830), das Naturhistorische Museum (1843), die Sammlung Hamburgischer Altertümer (1849), das Museum für Völkerkunde (1850), das Museum für Kunst und Gewerbe (1877), das Chemische Staatslaboratorium (1878), das Botanische Museum (1883), das Physikalische Staatslaboratorium (1885), das Laboratorium für Warenkunde (1887), das Hygienische Staatsinstitut (1892), das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten (1900). Die Direktoren dieser "Wissenschaftlichen Anstalten" wurden bei Aufhebung des Akademischen Gymnasiums zur Fortführung der öffentlichen Vorlesungen verpflichtet. Sie bildeten seit 1892 gemeinsam mit den für das Allgemeine Vorlesungswesen berufenen Professoren ein wissenschaftliches Kollegium zur Ausarbeitung der Veranstaltungen des Allgemeinen Vorlesungswesens. Im Jahre 1901 wurde dieser "Professorenkonvent" gesetzlich verankert.

Den im Allgemeinen Vorlesungswesen und in den Wissenschaftlichen Anstalten tätigen Gelehrten standen als literarische Hilfsmittel nicht nur die Spezialbibliotheken der Institute, sondern auch zwei gut ausgestattete Zentralbibliotheken zur Verfügung, nämlich die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts errichtete Stadtbibliothek und die seit 1738 bestehende Commerzbibliothek; letztere pflegte nicht nur kommerzielle, sondern auch staatswissenschaftliche Fächer, Geographie und Neuere Geschichte.

Angesichts dieses reichen wissenschaftlichen Lebens der Hansestadt ist es nicht verwunderlich, daß der Gedanke, eine Universität zu gründen, schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erörtert wurde. In den 40er Jahren legte ein Komitee angesehener Männer der Hansestadt den Plan zur Gründung

einer Universität mit einer Juristischen, einer Medizinischen und einer Philosophischen Fakultät vor. Die politische Unruhe des Jahres 1848 verhinderte seine Verwirklichung. Der auch in der Folgezeit immer wieder auftauchende Universitätsgedanke fand schließlich einen warmherzigen und tatkräftigen Förderer in dem späteren Senator und Bürgermeister Werner von Melle, der im Jahre 1890 als Senatssyndikus in die Oberschulbehörde eintrat. Er verstand es, das Allgemeine Vorlesungswesen und die Wissenschaftlichen Anstalten planmäßig so weit auszubauen, daß ihre Umwandlung in eine Universität schließlich nur noch eine Frage der Zeit war. Die Gründung der Hamburger Wissenschaftlichen Stiftung im Jahre 1907 und des Kolonialinstituts im Jahre 1908 waren zwei wichtige Stationen auf dem Wege zur Universität. Den Anlaß zur Errichtung der Wissenschaftlichen Stiftung gab die Bereitstellung namhafter Geldbeträge durch Hamburger Kaufleute, die als Grundstock für eine Universität gedacht waren. Die Aufgabe der Stiftung war es, "die Wissenschaften und deren Pflege und Verbreitung in Hamburg zu fördern". Die Stiftung erhielt das Recht, solche Gelehrte, denen sie einen Lehrauftrag erteilte, für die Ernennung zu Professoren vorzuschlagen. So konnte sie zur Ergänzung des Lehrkörpers des Allgemeinen Vorlesungswesens wesentliche Beiträge leisten. Das Kolonialinstitut, das im Einvernehmen mit dem Reichskolonialamt gegründet wurde, sollte Beamte, die vom Reichskolonialamt an das Institut überwiesen wurden, und andere Personen, die in die deutschen Überseegebiete zu gehen beabsichtigten, gemeinsam vorbilden und eine Zentralstelle darstellen, in der sich alle wissenschaftlichen und wirtschaftlichen kolonialen Bestrebungen konzentrieren konnten. Die Mitglieder des Professorenkonventes der Wissenschaftlichen Anstalten bildeten den Professorenrat des Kolonialinstituts.

Der Gründung der Wissenschaftlichen Stiftung und des Kolonialinstituts folgte eine Vermehrung der in Hamburg bestehenden Professuren. Das Akademische Gymnasium hatte im Zeitpunkt seiner Auflösung Professuren für Biblische Philologie und Philosophie, Klassische Philologie, Geschichte, Physik und Mathematik, Naturgeschichte. Diese Professuren blieben für das Allgemeine Vorlesungswesen erhalten und wurden im Jahre 1906 durch die Errichtung einer Professur für Nationalökonomie vermehrt. 1908 folgten Professuren für Geographie, für Öffentliches Recht und für Geschichte und Kultur des Orients, 1909 für Afrikanische Sprachen und für die Geschichte Ostasiens, 1910 vier weitere Professuren für Philosophie, Deutsche Sprachwissenschaft, Englische Sprache und Kultur und Romanische Sprachen und Kultur.

Im Jahre 1912 glaubte der Hamburger Senat den Zeitpunkt für die Gründung einer Universität gekommen. Im Dezember dieses Jahres richtete er an die Bürgerschaft einen eingehend begründeten Antrag auf den Ausbau des Kolonialinstituts und des Allgemeinen Vorlesungswesens zu einer Universität. Die Bürgerschaft lehnte diesen Antrag jedoch im Oktober 1913 mit knapper Mehrheit ab, setzte aber einen Ausschuß ein, der die Möglichkeiten des weiteren Ausbaues des Kolonialinstituts zu einer selbständigen, der

Forschung, der Lehre und der praktischen Ausbildung gewidmeten Anstalt prüfen sollte. Die Arbeit dieses Ausschusses wurde durch den ersten Weltkrieg gehemmt und erst im Jahre 1918 wiederaufgenommen. Am 18. März 1919 lehnte die Bürgerschaft erneut einen Antrag auf die Errichtung einer Universität ab. Zehn Tage später aber beschloß sie, nachdem sie sich inzwischen neu konstituiert hatte, das "Vorläufige Gesetz, betreffend die Hamburgische Universität und Volkshochschule". Das Stimmenverhältnis hatte sich dadurch zugunsten der Universität verändert, daß die Sozialdemokratie in der neuen Bürgerschaft die Aussicht auf die Schaffung der Einheitsschule für gegeben sah und daher keine Bedenken mehr trug, der Errichtung der Universität zuzustimmen. Das aus 7 Paragraphen bestehende Vorläufige Gesetz ist dann durch das Hochschulgesetz vom 4. Februar 1921 ersetzt worden, das die Angelegenheiten der Universität, der Wissenschaftlichen Anstalten und der Volkshochschule in 64 Paragraphen regelt. Die feierliche Eröffnung der Universität fand am 10. Mai 1919 in der Hamburger Musikhalle statt.

Die schon vorhandenen Professuren reichten für einen geordneten Universitätsbetrieb nicht aus, doch boten sie einen so beachtlichen Grundstock für die Neugründung, daß es sich bei den weiteren Bewilligungen nur um eine Ergänzung des bereits Bestehenden handelte. Zunächst wurden für die Universität nur 4 Fakultäten geschaffen (Rechts- und Staatswissenschaften, Medizin, Philosophie, Naturwissenschaften). Dabei waren die sachlichen und personellen Voraussetzungen für die Errichtung der Medizinischen Fakultät in dem gut ausgestatteten Krankenhaus Eppendorf gegeben, das sich in der Zeit der großen Cholera-Epidemie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch weit außerhalb Hamburgs einen guten Ruf erworben hatte. Die Zahl der Fakultäten hat sich inzwischen auf 6 erhöht, und zwar durch Neugründung einer Evangelisch-Theologischen Fakultät im Jahre 1952 und durch Abtrennung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften von der Rechtswissenschaftlichen Fakultät im Jahre 1954. Während aber die Schaffung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät mehr die äußere Bestätigung einer bereits vollzogenen Entwicklung und die verfassungsrechtliche Anerkennung der Bedeutung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften darstellt, hat die Gründung der Evangelisch-Theologischen Fakultät die wissenschaftliche Substanz der Universität bereichert und auf den traditionellen Bestand der deutschen Universität ergänzt. Obwohl die Hamburger Hauptpastoren seit 1895 im Rahmen des Allgemeinen Vorlesungswesens öffentliche Vorlesungen neben Lehrgängen und Übungen für Kandidaten der Theologie abgehalten hatten und auch das Kolonialinstitut missionswissenschaftliche Vorlesungen vorsah, war bei der Gründung der Universität an die Einbeziehung einer Theologischen Fakultät nicht gedacht worden. Die Denkschrift des Hamburger Senats aus dem Jahre 1912 erklärt hierzu, daß für eine Theologische Fakultät in Hamburg bisher ein besonderes Bedürfnis von keiner Seite geltend gemacht worden sei, daß jedoch auch an der Universität Vorlesungen über Missionswesen und Missionsgeschichte gehalten werden sollten. Nach der Gründung der Universität ist freilich mehrfach auf diese Lücke in der Reihe der Fakultäten hingewiesen worden. Aussichtsreiche Vorarbeiten für die Fakultätsgründung konnten jedoch erst nach dem Ende des zweiten Weltkrieges in Angriff genommen werden. Nachdem es gelungen war, zwischen der Universität und den beteiligten kirchlichen und staatlichen Behörden in allen Punkten ein Einvernehmen herzustellen, konnte die Fakultät mit dem Wintersemester 1954/55 ins Leben treten und die seit dem Jahre 1949 in Hamburg bestehende Kirchliche Hochschule ablösen.

Die Verfassung der Universität Hamburg erhält dadurch eine besondere Note, daß die alten Wissenschaftlichen Anstalten im Hamburger Hochschulgesetz ausdrücklich aufrechterhalten wurden. Diese Anstalten haben zwar in Angelegenheiten der Forschung und des Unterrichts die Rechte von Universitätsinstituten; sie sind aber im übrigen in mancherlei Hinsicht selbständiger als sonstige Institute der Universität. Insbesondere haben sie einen eigenen Haushalt. Die Direktoren der Wissenschaftlichen Anstalten sind zur Beratung von Angelegenheiten der wissenschaftlichen und praktischen Anstaltstätigkeit zu einem Direktorium zusammengeschlossen. Wenn auch die Zuständigkeit des Universitätssenats hierdurch praktisch kaum beschränkt wird, so liegt doch auf der Hand, daß diese Konstruktion die Tendenz zur Dezentralisierung in der Universitätsverwaltung fördert. Da die Wissenschaftlichen Anstalten älter sind als die Universität und da die von ihnen betreuten wissenschaftlichen Sammlungen jedermann zugänglich sind, sind sie im Bewußtsein der Hamburger oft stärker verankert als die Universität selbst. Das trifft etwa zu für den Botanischen Garten, das Zoologische Museum und die mineralogischen Sammlungen; die beiden letzteren konnten jedoch nach dem Kriege der Öffentlichkeit aus Gründen des Raummangels noch nicht wieder zugänglich gemacht werden.

Auch das Verhältnis zwischen akademischer Selbstverwaltung und staatlicher Aufsichtsbehörde ist in Hamburg besonders gestaltet. Es gibt weder einen Kurator wie früher an den preußischen Universitäten noch einen besonderen Verwaltungsausschuß wie an den bayerischen Hochschulen. Die Universität ist aber auch, anders als in den anderen Bundesländern, nicht unmittelbar der Regierung unterstellt. Die Rechtsaufsicht über die Universität wird vielmehr durch eine "Fachbehörde", die Schulbehörde, ausgeübt. Diese nimmt zwar auch Funktionen wahr, die in anderen Ländern dem Erziehungsministerium obliegen; sie hat aber nicht den Charakter eines Ministeriums, da die Hamburger Verfassung keine Fachministerien kennt. Zur Erfüllung der staatlichen Aufgaben für den Bereich der Universität bedient sich die Hamburger Schulbehörde ihrer Hochschulabteilung, deren Büros im Gebäude der Universität untergebracht sind. Von größerer Bedeutung aber als diese räumliche Nähe des vorgeordneten Ministeriums ist die der Hamburger Verfassung eigentümliche Einrichtung der Deputationen. Diese Deputationen sind parlamentarische Ausschüsse, die den einzelnen Fachbehörden zur Entscheidung von Angelegenheiten grundsätzlicher Bedeutung beigegeben sind und aus Mitgliedern aller Parteien bestehen. In der für die Universität zuständigen Hochschulsektion der Schul-Deputation hat die Universität die Möglichkeit,

bei den Mitgliedern des Landesparlaments das Verständnis für ihre besonderen Sorgen selbst zu wecken und zu vertiefen.

Die Verfechter des Universitätsgedankens erstrebten von Anfang an, mit der Universität Hamburg eine Hochschule zu gründen, die ihre besondere Eigenart aus der intensiven Pflege der Beziehungen zum europäischen und überseeischen Ausland gewinnt. Bürgermeister von Melle, dessen Werk die Universität ist, führte hierzu in seiner Festrede zur Eröffnung der Universität am 10. Mai 1919 aus: "Daß unsere Universität, die in dem ersten See- und Welthandelsplatz Deutschlands im 20. Jahrhundert errichtet wurde, besondere neuzeitliche und eigenartige Züge tragen müsse, darüber waren sich ihre Befürworter stets einig. Mit bewährtem Altem, wie vor allem der unbeschränkten Lehr- und Lernfreiheit, soll sie zu ersprießlicher Entwicklung drängendes Neues verbinden... Die Beachtung des Auslandes und insbesondere der überseeischen Gebiete und die Verfolgung der Länder und Völker verbindenden Gedanken, die in der Hamburger Wissenschaftspflege stets hervorgetreten sind und dann durch die Errichtung unseres Kolonialinstituts besonders stark und eigenartig zur Geltung gelangten, sie sollen in der Hamburgischen Universität fortgeführt und weiterentwickelt werden." Die Pflege der Auslandskunde war der Universität daher von Anfang an durch das Hochschulgesetz zur Aufgabe gemacht worden. Das Gesetz sah die Institution eines besonderen Ausschusses für Auslandskunde vor, der Studienpläne und Prüfungsordnungen für das Auslandsstudium auszuarbeiten und die dazu erforderlichen Anträge an den Universitätssenat zu richten hatte. Im Jahre 1922 legte er eine "Ordnung für Auslandsdiplomprüfungen" vor, die regionale Prüfungen und Fachprüfungen für den Auslandsschuldienst vorsah. Durch einen Beschluß des Universitätssenats aus dem Jahre 1931 wurde die Prüfungsordnung um Zusatzbestimmungen über eine Fachprüfung für den Auslands-Missionsdienst ergänzt. Mit dem Absolvieren einer dieser Diplomprüfungen war der Erwerb eines akademischen Grades nicht verbunden. Die auf die Auslandskunde bezügliche Bestimmung des Hamburgischen Hochschulgesetzes wurde durch das Gesetz über die Neuordnung der Universität vom Januar 1934 aufgehoben und durch Vorschriften politischen Charakters ersetzt. Nach dem Kriege hat die Universität die Auslandsprüfungen bisher nicht wiederaufgenommen. Zur auslandskundlichen Fortbildung Hamburger Wirtschaftskreise hat sie jedoch mit der Handelskammer und dem Welt-Wirtschafts-Archiv eine auslandskundliche Arbeitsgemeinschaft gegründet, in deren Rahmen auch Vorlesungen der Universität einbezogen sind.

Im übrigen weist die Struktur aller Fakultäten auf die bevorzugte Pflege der Auslandswissenschaften hin. Das gilt etwa für die Missionswissenschaft, für ausländisches und internationales Privat- und Prozeßrecht, für Handels-, Schiffahrts- und Luftrecht, Völkerrecht und ausländisches öffentliches Recht, Verkehrswissenschaft, Außenhandel und Überseewirtschaft, Wirtschaftsgeographie, Schiffs- und Tropenmedizin, für die zahlreichen Seminare für fremde Sprachen und Kulturen, insbesondere auch asiatischer und afrikanischer Länder, für Forstwirtschaftsgeographie und tropische Walderschließung. Die

Bundesanstalt für Forst- und Holzwirtschaft in Reinbek und das erst kürzlich nach Hamburg verlegte Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Privatrecht fügen sich mit ihren Forschungsmöglichkeiten in personeller und sachlicher Hinsicht gut in diesen Rahmen ein. Eine an die Theologische Fakultät angelehnte Missionsakademie befindet sich im Stadium der Gründung.

Besonders eng sind die Beziehungen der Universität Hamburg zum skandinavischen Raum und zu den Ländern Ibero-Amerikas. Während sich aber die Kontakte zu den nordischen Ländern über das Germanische Seminar und das Seminar für Deutsches und Nordisches Recht hinaus auf viele andere Fachrichtungen erstrecken, werden die Beziehungen zu Süd- und Mittelamerika vor allem vom Ibero-Amerikanischen Forschungsinstitut getragen, das aus dem im Jahre 1916 gegründeten Ibero-amerikanischen Verein hervorgegangen und dem Romanischen Seminar der Universität angeschlossen ist.

In diesem Zusammenhang kann schließlich nicht darauf verzichtet werden, des Instituts für Auswärtige Politik zu gedenken, das zwar nicht unmittelbar zur Universität gehörte, jedoch eng mit ihr verbunden war. Es wurde im Jahre 1920 unter maßgeblicher Beteiligung seines späteren Direktors, des Professors Mendelssohn-Bartholdy, als "Forschungsstelle für Kriegsursachen" gegründet und seit dem Jahre 1923 von der Hansestadt Hamburg finanziell unterstützt. Im Jahre 1929 erhielt es als rechtsfähige Stiftung eine eigene Rechtspersönlichkeit. Das Institut konnte eine reichhaltige Bibliothek aufbauen, gab die regelmäßig erscheinende Institutszeitschrift "Europäische Gespräche" heraus und entfaltete eine weithin beachtete Tätigkeit.

Die Beziehungen der Universität zum europäischen und überseeischen Ausland finden eine harmonische Ergänzung durch die Pflege spezieller wissenschaftlicher Probleme, die sich aus den Eigenarten der Stadt Hamburg ergeben. So hat die in Hamburg stark vertretene Versicherungswirtschaft eine Stütze im Seminar für Versicherungswissenschaft, das eine besondere Diplomprüfung für Versicherungswissenschaftler bietet. Daß die Universität Hamburg über Lehrstühle für Fischereibiologie und für Meereskunde verfügt, ist nicht erstaunlich. Eine auffälligere Besonderheit ist der Bestand eines Instituts für Schiffbau eines Instituts also, das man eher an einer Technischen Hochschule erwarten würde. An diesem Institut können Studenten des Schiffbaus, die ihre ersten 6 Semester an der Technischen Hochschule Hannover verbracht haben, die beiden letzten Semester studieren und die Diplomprüfung ablegen.

In den Kämpfen um die Gründung der Universität spielte unter den Argumenten ihrer Gegner die Sorge um die Entwicklung des Hamburger Hafens eine besondere Rolle. Man befürchtete, daß die Befriedigung der finanziellen Bedürfnisse des Hafens durch den notwendigen Aufwand von Mitteln für eine Universität beeinträchtigt werden könnte. Die tatsächliche Entwicklung hat diese Befürchtung nicht gerechtfertigt; jedoch wird die besondere Lage der Universität von der Existenz eines für die wirtschaftliche und soziale Struktur der Stadt so entscheidenden Faktors wie des Hafens weitgehend mitbestimmt. Das Bewußtsein des Hamburgers ist auf den Hafen gerichtet. Gefühlsmomente

sind daher in seinem Verhältnis zur Universität von geringerer Bedeutung. Die Gründung der Universität ist eher der Einsicht in die Notwendigkeit einer vorhandenen Entwicklung als der mehr unbestimmten Neigung zur Atmosphäre wissenschaftlicher Arbeit oder der Vorliebe für die Pflege akademischer Daseinsformen zuzuschreiben. Diese nüchterne Betrachtungsweise, das Fehlen einer durch viele Generationen weitergegebenen Hochschultradition und schließlich auch die Weiträumigkeit der Millionenstadt lassen in Hamburg manches vermissen, was andere deutsche Universitätsstädte, insbesondere die kleineren, kennzeichnet. Die typische Studentenwirtin ist hier ebensowenig bekannt wie etwa das Bier- oder Weinlokal, das vorzugsweise von akademischen Bürgern besucht wird. Auch der akademische Lehrer erfreut sich weniger der Lokalberühmtheit als seine Kollegen in anderen deutschen Universitätsstädten. Andererseits haben sich der kaufmännische Geist und das rational betonte Verhältnis des Hamburgers zu seiner Universität schon oft zum Guten für diese selbst ausgewirkt.

Das besondere Klima der Hansestadt, der der Welt und dem Neuen aufgeschlossene Sinn der Hamburger mögen auch dazu beigetragen haben, daß die seit dem Kriegsausgang geführten Erörterungen über eine Hochschulreform in Hamburg mit lebhaftem Interesse verfolgt wurden. Viele neue Anregungen fielen hier auf fruchtbaren Boden. So hatte die Universität Hamburg als eine der ersten in der Bundesrepublik ein Studentenparlament und einen Hochschulbeirat. Beide Institutionen haben sich ihrerseits um eine Fortführung von Hochschulreformgesprächen im engeren Bereich der Universität bemüht und verdient gemacht. Eine alte Hamburger Institution, die des beamteten Wissenschaftlichen Rates an den Wissenschaftlichen Anstalten, diente den Vorschlägen zum Vorbild, die erstmals im Jahre 1952 auf der Hochschultagung in Hinterzarten zum Ausbau der rechtlichen und wirtschaftlichen Stellung der sogenannten Nichtordinarien (Assistenten, Privatdozenten, außerplanmäßige Professoren) gemacht wurden. Solche Beamtenplanstellen sind an der Universität inzwischen auch außerhalb der Wissenschaftlichen Anstalten für Privatdozenten und außerplanmäßige Professoren errichtet worden. Noch in anderer Weise konnte die Universität in jüngster Zeit ihren Lehrkörper im Sinne der Reformbestrebungen ausbauen. Um den Auswirkungen des Massenbetriebs auf das Studium entgegenzuwirken, sind besondere Stellen für wissenschaftliche Angestellte eingerichtet worden, deren Aufgabe die Einzelberatung der Studenten in allen Fragen ihres Studiums sein soll. Für diese neue Kategorie von Universitätslehrern, für die eine befriedigende Bezeichnung noch nicht gefunden ist - vorübergehend war an den Namen "Tutor" gedacht-, werden solche Personen ausgewählt, die wissenschaftlich vorgebildet sind, jedoch nicht die Absicht haben, sich zu habilitieren, so daß ihre Zeit für die Betreuung der Studenten voll zur Verfügung steht. Sie sollen zum wissenschaftlichen Arbeiten anleiten, Kurse oder Proseminare abhalten, die Leitung von Arbeitsgruppen der Hauptseminare und die Vorprüfung von Semesterund Examensarbeiten übernehmen. Der Haushaltsplan der Universität für das Jahr 1957 sieht 10 solche Stellen vor, die auf die Rechtswissenschaftliche

und die Philosophische Fakultät verteilt sind. In den Diskussionen der jüngsten Zeit über eine besondere Besoldungsordnung für Hochschullehrer und über die Verwirklichung einer Studienförderung auf der Grundlage des sogenannten Honnefer Modells hat die Universität auf regionaler Ebene eine rege Initiative entfaltet, die von Landesregierung und Landesparlament mit Verständnis aufgenommen und mit der Aufrechterhaltung der besonderen Besoldungsordnung H für Hochschullehrer, sowie mit der zusätzlichen Bewilligung von Haushaltsmitteln für die Studienförderung beantwortet wurde. Die Universität Hamburg gehört heute zu den größten der Bundesrepublik. Ihre Entwicklung in den ersten zehn Jahren ihres Bestehens verlief freilich nicht stürmisch. Die Zahl der Studenten hielt sich in der Größenordnung von 3000. In den 30er Jahren sank sie auf etwa die Hälfte ab. Um so schneller ist sie jedoch nach Kriegsende angewachsen; in den letzten vier Jahren hat sie sich jeweils um 1000 bis auf 10000 im Sommersemester 1957 vermehrt. Die Zahl der Lehrstühle, die im Zeitpunkt der Universitätsgründung 65 betrug, ist inzwischen auf 134 gestiegen. Im Laufe dieser Entwicklung hat die Universität auch mehr und mehr den Charakter einer lokalen Institution verloren. Von ihren Studenten stammen etwa 60% aus anderen Ländern der Bundesrepublik und aus dem Ausland.

Dem raschen Anwachsen der Studentenzahlen sind die räumlichen Verhältnisse der Universität längst nicht mehr gewachsen. Das 1911 erbaute Vorlesungsgebäude, das der Kaufmann Edmund Siemers der Hansestadt für das Allgemeine Vorlesungswesen zum Geschenk gemacht hatte, hat einen Zuschnitt auf höchstens 3000 Studenten. Der durch Kriegseinwirkungen verursachte Wegfall einzelner Instituts- oder Seminargebäude hat den zur Verfügung stehenden Raum weiter eingeengt. Die Universität hat daher schon bald nach dem Kriege mit den zuständigen Behörden Erörterungen über ihre bauliche Ausgestaltung geführt. Die äußeren Voraussetzungen für eine Zusammenziehung der Universitätsinstitutionen in die Nähe des Hauptgebäudes waren dabei günstiger als in früheren Jahren. Schon zweimal in der Geschichte der Universität, in den Jahren 1929 und 1938, waren Pläne für ihren Neubau ausgearbeitet worden. Dabei mußte aber an eine völlige Verlegung der Universitätsbaulichkeiten gedacht werden, weil sich die in mancher Hinsicht günstige Lage des Universitätsgebäudes im Zentrum der Stadt seinerzeit mit dem Nachteil verband, keinen Platz für bauliche Erweiterungen zu bieten. Der von Fritz Schumacher ausgearbeitete Plan des Jahres 1929 sah daher die Neuerrichtung der Universität im Norden der Stadt auf dem sogenannten Eppendorfer Moor vor. Im Jahre 1938 war der in den Elbvororten gelegene Jenischpark zum Universitätsgelände ausersehen. Beide Pläne konnten nicht verwirklicht werden. Der eine fiel der Wirtschaftskrise 1930 bis 1932 zum Opfer, der andere mußte hinter die Bedürfnisse des Krieges zurücktreten. Inzwischen hat der Krieg in unmittelbarer Nähe des Universitätsgebäudes, am Bornplatz, einige freie Bauplätze geschaffen, die die Grundlage für eine großzügige Bauplanung bilden. Im Zusammenwirken mit der Universität haben die zuständigen staatlichen Behörden einen umfassenden Plan ausgearbeitet,

der vom Senat der Hansestadt gutgeheißen und der Bürgerschaft als Denkschrift vorgelegt worden ist. Der Plan sieht die Konzentrierung aller Universitätsbauten auf die Gegend um den Bornplatz, die Jungiusstraße in der Nähe des Botanischen Gartens und auf das Universitäts-Krankenhaus Eppendorf vor. Dabei werden am Bornplatz vorwiegend die Seminargebäude der geisteswissenschaftlichen Fächer erstehen, während an der Jungiusstraße die dort bereits vorhandenen naturwissenschaftlichen Institute Erweiterungen und Ergänzungen erfahren sollen. Im Gelände des Universitäts-Krankenhauses Eppendorf wird unter Loslösung von dem bisherigen Pavillon-System eine Reihe größerer Klinik- und Institutsbauten errichtet. Für die Durchführung der gesamten Planung sind nach dem Voranschlag rd. 150 Millionen DM erforderlich. Die auf die nahe Zukunft gerichteten Pläne beziehen sich jedoch auf ein Sofortprogramm, das im Laufe von 4 Jahren verwirklicht werden soll und insgesamt einen Aufwand von rd. 50 Millionen DM erfordert. Mit der Ausführung dieses Sofortprogramms ist bereits begonnen worden. Zu Beginn dieses Semesters konnte am 38. Jahrestag der Universität der Grundstein für das neue Auditorium maximum gelegt werden, das überhaupt der erste Neubau ist, der gemeinsamen Zwecken der Universität dient. So wird schon in den nächsten Jahren inmitten der Stadt, in der Nähe des Dammtor-Bahnhofs, ein Universitätsviertel entstehen, das nicht nur den Dozenten und Studenten der Universität bessere Möglichkeiten zum wissenschaftlichen Arbeiten bietet, sondern auch dem städtebaulichen Charakter Hamburgs einen stärkeren Akzent wissenschaftlicher Prägung beifügen wird.

# BLICK IN DIE ZEIT

## HANS PAESCHKE / ZEITGEIST UND ZEITSCHRIFTEN DES WESTENS

Von Churchill stammt das bittere Wort, das 20. Jahrhundert sei ein Jahrhundert der großen Probleme und der kleinen Männer. Angesichts der gegenwärtigen Diskussion über Atomwaffen möchte man dieses Wort eher noch übertreiben und sagen: Es ist eine Zeit der allzu großen Probleme, vor denen das Denken alsbald, in einer Art Kurzschluß, an die Grenze des Undenkbaren stößt – und der allzu vielen kleinen Problematiker, die mangels echt konkreter Fragen, die heute zumeist den Technikern vorbehalten sind, ihr eigenes Denken bedenken. Je mehr man die wichtigsten europäischen Kulturzeitschriften auf ihre derzeitigen Leitthemen hin überprüft, um so mehr erscheint einem der moderne Intellektuelle und Publizist in der Rolle eines Mannes, der statt einer Sache seinen eigenen Kopf in den Händen dreht. Was heißt noch revolutionär und was konservativ gegenüber einer Technik, in deren Maschinerie sich die Idee des Fortschritts laufend selber überschlägt? Was links und rechts vor dem Hintergrund der mal schwarz, mal braun, mal rot gefärbten und immer einen Diktatur? Was sozialistisch und was kapitalistisch innerhalb einer verwalteten, vom Manager beherrschten Welt? Mit solchen und ähnlichen Fragen kreist unser Intellektueller inmitten seines Arsenals aufgeweichter und weitgehend zersetzter Allgemeinbegriffe wie in einem Vakuum um sich selber.

Als wir in Deutschland gleich nach 1945 als erste Nation vom Tod der Ideologien und von einer Nullpunktsituation redeten, glaubte man, das sei auf das Konto unseres nationalen Zusammenbruchs zu verbuchen. Blickt man heute, zwölf Jahre später, über unsere Grenzen nach Westen, so hat man den Eindruck, als habe sich Europa in dieser Zeit in einem beängstigenden Maße "germanisiert". Nihilismus, Verlorenheit, existentielles Scheitern diese bei uns schon abgebrauchten Formeln (sind wir deshalb der Zeit voraus oder, noch gleichgültiger geworden, hinter ihr zurück?) sind gegenwärtig die meistgebrauchten in den Zeitschriften Westeuropas. Auch dort wirkte der Freiheitsruf der ungarischen und polnischen Intellektuellen trotz vieler Kundgebungen nicht so sehr anfeuernd als vielmehr beschämend, sofern er nicht gar als stellvertretend für das eigene Nein gegen die eigene Gesellschaft ausgebeutet wurde. Um den einzigen geistespolitischen Impuls des Nachkriegs aber, der zu einer Bewegung hätte führen können und müssen, um die Idee des vereinten Europa nämlich, und die zahlreichen ihr dienenden Zeitschriften, ist es zunehmend still geworden. Beherrschend ist das Gefühl, daß hier eine Idee zwischen den Mühlsteinen der großen Mächte Amerika und Rußland gleichsam im Mutterleib zerrieben wurde. "Die Lage im Zeichen der H-Bombe gleicht dem Patt im Schachspiel, wo keiner der beiden Partner mehr einen Schritt tun kann, ohne das Matt zu riskieren", schreibt resigniert der Schweizer Kulturkritiker Denis de Rougemont, einer der führenden Publizisten des Europagedankens, in der Pariser Zeitschrift "Preuves", und fährt fort: "An Europa wäre es, neue Regeln mittels eines dritten Königs zu erfinden, indem es sich endlich zu einer dritten Kraft zusammenschließt." - "Die nur aus einer neuen Vereinigung der Arbeiter und Intellektuellen hervorgehen könnte, also wie in Ungarn aus einer Revolution, die Blut zu kosten pflegt", erwidert noch resignierter Ignazio Silone in der von ihm herausgegebenen italienischen Zeitschrift "Tempo Presente". - "Und warum werfen uns intelligente Inder heute bereits vor, daß wir Indien geräumt haben", fragt Stephen Spender dagegen in der von ihm geleiteten Revue "Encounter" und wendet sich mit britischer Nüchternheit gegen die ermüdete und ermüdende Selbstkritik des Westens im Namen eines

Europa, das als einzige Kraft in der heutigen Welt auch den farbigen Völkern helfen könne, den Riß zwischen den traditionellen und den modernen Wissens- und Gesellschaftsformen zu heilen. "Was wir brauchen, ist eine echte konservative Revolution, ein revolutionärer Traditionalismus", ruft er aus. Eine gute Formel, aber was hilft's, so fragt man sich: ist sie nicht allzu intellektuell und paradox, als daß man mit ihr eine Bewegung ins Leben rufen könnte? Sollte Toynbee recht behalten mit seiner Behauptung, der Intellektuelle sei der eigentliche Proletarier unseres 20. Jahrhunderts, er und nicht der Arbeiter verkörpere heute jenen Zustand der Entfremdung zwischen gesellschaftlichem Sein und persönlichem Bewußtsein, den Marx vor 100 Jahren analysierte? Stehen die Intellektuellen vielleicht im Begriff, sich selbst als eine neue Klasse der Unzufriedenen zu konstituieren in eben dem Augenblick, da die bisherige Klassengesellschaft sich mehr und mehr nivelliert und ihre Unterschiede in der einen industriellen Massengesellschaft aufgehoben werden? Fast alle westeuropäischen Kulturzeitschriften von Rang gleichen heute ein wenig Klagemauern, auf denen ein mit sich selbst zerfallener Geist Zeichen der Verneinung gegenüber einer von Technik und Macht brutal gesteuerten Welt einritzt - empörte, verzweifelte. spöttische, oft auch mystisch-weltflüchtige Zeichen. Es ist das Schauspiel einer secessio spiritus, eines Auszuges des Geistes aus der Geschichte oder zurück zu ihren Wurzeln. Dementsprechend beherrscht die Kulturkritik fast alle Fragestellungen. Immer mehr nehmen die Zeitschriften den Charakter von Organen einer intellektuellen Gewerkschaft an, die vornehmlich für den eigenen Gebrauch geschrieben sind. Infolgedessen werden sich auch ihre Themen immer ähnlicher. Immer weniger kann man sie, wie das früher der Fall war, nach bestimmten weltanschaulichen Bewegungen unterscheiden, und nur noch selten nach einzelnen führenden Köpfen. Wenn sie sich quantitativ im Vergleich zum Vorkrieg und zu den ersten Nachkriegsjahren heute eher vermehren als vermindern, so scheint die Ursache nicht in einem Reichtum an Programmen, sondern umgekehrt in deren Armut

Ein Symptom für diese Situation ist die an sich ausgezeichnet funktionierende Einrichtung eines internationalen Zeitschriften-Teams, das die ebengenannten Revuen des Kongresses für Kulturelle Freiheit umfaßt: "Preuves" in Paris, "Encounter" in London, "Tempo Presente" in Rom und "Der Monat" in Berlin, die regelmäßig eine Reihe von Artikeln austauschen. Und es ist kaum übertrieben, wenn man sagt, daß zumindest innerhalb ein und desselben Sprachraumes heute nicht wenige Zeitschriften ihre Hefte ohne besonderen Gesichtsverlust fusionieren könnten.

Das einzige unterscheidende Kriterium, das noch leidlich intakt ist, ist das der Nationalität. Weniger im Was als im Wie der Problemstellung läßt sich von Land zu Land noch immer ein gewisses Gefälle beobachten. Wir wollen nun versuchen, dieses Gefälle ein wenig näher zu kennzeichnen.

### I. Frankreich

Beginnen wir mit Frankreich, das uns die meiste Zeit kosten wird. Denn seine Zeitschriften liegen zwar nicht zahlenmäßig, aber qualitativ in der Welt noch immer an der Spitze. Gleich den Salons des Ancien Regime, deren Erbe sie fortführen, erfüllen sie in diesem Land, das alle kulturellen Funktionen auf einen literarischen Nenner bringt, zugleich auch eine gesellschaftspolitische Aufgabe. Sie sind nicht nur Bühne, auf der die Schriftsteller des Landes sich fast ohne Ausnahme zu präsentieren haben; sie sind ebenso Schule, in der diese Schriftsteller sich in oft harten Auseinandersetzungen bewähren müssen. Und vor allem sind sie Partei, Vertreter einer bestimmten Ideologie. Keine Nation hat die verschiedenen weltanschaulichen Antithesen des 19. Jahrhunderts, die politischen von rechts und links, die religiösen von klerikal und

antiklerikal, die sozialen von drittem und viertem Stand, aber auch von Bürger und Künstler, so gewissenhaft in allen Varianten durchdiskutiert. Keine ist infolgedessen noch heute so stark in den Fragestellungen dieses Jahrhunderts befangen. Keine verfügt wie Frankreich über einen derartigen Stamm von Zeitschriften, die wie die "Revue de Paris", der "Mercure de France", die kürzlich in "Hommes et Mondes" umgetaufte "Revue des deux Mondes", um nur die wichtigsten zu nennen, rund ihre hundert Jahre alt sind und das auch in ihren Beiträgen, die oft Figuren des 19. Jahrhunderts gewidmet sind, gebührend zum Ausdruck bringen.

Man kann sich lebhaft vorstellen, wie sehr eine solche Nation sich durch den ideologischen Wirrwarr unserer Zeit irritiert fühlen muß. Man ist entweder revolutionär oder konservativ, für oder gegen die Bourgeoisie, gläubig oder ungläubig, rational oder irrational tertium non datur, ein Drittes gilt nicht. Je deutlicher aber die wahren Probleme sich heute diesen alten Antithesen entziehen, um so schmerzlicher reagiert man. Man beklagt die Doppeldeutigkeit des Zeitgeistes, seine "Ambiguosität", wie das Modewort der französischen Intelligenz zur Zeit lautet, und treibt teils unglücklich, teils zynisch einen wahren Kult mit dem Paradox und mit der Absurdität dieser Welt. Wie spöttisch etwa klingt der Protest des so rationalen französischen Geistes gegen unseren Zwischenzustand zwischen Krieg und Frieden aus dem kürzlich in der "Nouvelle Nouvelle Revue Française" veröffentlichten Aufsatz: "Retten wir den Krieg; er ist die Grundlage des internationalen Rechtes wie das Gold der Garant des Geldes!" Und wie bitter klagt er in der gleichen Zeitschrift mit einer Studie von Jacques Maritain über Hegel als "den großen Betrüger, der mit seiner Dialektik, die die Realität in einen ständig sich verändernden Prozeß verwandle, zwar der modernen Technologie die Grundlagen geliefert, gleichzeitig aber das Denken jeder stabilen Logik beraubt und das Irrationale mit dem Rationalen ununterscheidbar vermischt" habe. Mit den gleichen Gründen hatte jahrzehntelang der Philosoph Julien Benda den modernen Irrationalismus als eine "Trahison des Clercs", als einen Verrat der Geistigen gebrandmarkt, um am Schluß selber in die Maschine dieser Dialektik zu geraten und der kommunistischen Partei beizutreten – nicht als Denker, aber als Handelnder, wie er betonte. Ein so paradoxaler Widerspruch zwischen Tun und Denken ist heute überaus kennzeichnend für ein Land, das zwischen seiner nationalen Ideologie und der gegenwärtigen Realität noch keine Gleichung gefunden hat. Sein bekanntestes Beispiel dürfte zur Zeit Jean-Paul Sartre

Die einflußreiche Stellung, die Sartre trotz seiner vielen Wendungen, z. B. gegenüber dem Kommunismus, noch immer einnimmt, beruht u. a. darauf, daß er diese Problematik der heutigen französischen Intelligenz in einer bestimmten Variante besonders rein verkörpert. Er ist der Mann mit dem schärfsten Blick für die Probleme des 20. Jahrhunderts, aber durch die Brille des 19. ein Schüler der deutschen Existenzphilosophie mit der Seele eines Sozialrevolutionärs, der im Grunde nur eine Formel kennt: nämlich anti-bourgeois. Da diese Position mit den heutigen Gegebenheiten nicht mehr ohne weiteres in Deckung zu bringen ist, entwickelt Sartre seine berühmte Dialektik der doppelten Verneinung: Er ist anti-anti, objektiv für und subjektiv gegen etwas. Er ist z. B. Kommunist als Gegner der bürgerlichen Gesellschaftsordnung und gegen die kommunistische Partei, insoweit diese selbst bürokratisch ist – aber ebenso umgekehrt: er stimmt objektiv für die Partei, weil sie allein die Macht hat, etwas zu ändern, und subjektiv gegen die kommunistische Doktrin.

Die Doppeldeutigkeit dieser Position spiegelt sich besonders klar in Sartres Zeitschrift "Les Temps Modernes". Es ist die einzige französische Revue, in der heute noch ein bedeutender Kopf mit einer ihm völlig ergebenen Equipe am Werke ist. Mit geradezu fanatischer Einseitigkeit, die freilich der Wirkung der Zeitschrift zugute kommt, wird hier unter Aus-

schaltung fast aller nicht-politischen Themen der Marxismus dialektisch zerredet. Die "Temps Modernes" sind heute gleichzeitig auch die "Temps Anciens" der französischen Linksintellektuellen, die um ein Jahrzehnt verspätet an sich erfahren, was in Deutschland und in England seit längerem die "heimatlose Linke" genannt wird. Entscheidend für diese Erfahrung war das zeitliche Zusammentreffen der Oktoberrevolutionen in Ungarn und Polen mit der politischen Krise in Algerien. Waren dort Arbeiter und Intellektuelle gegen den Parteimarxismus Moskaus aufgestanden, so in Algerien die gleichen Kreise gegen die eigene Linksideologie, die ja historisch der eigentliche Vater des französischen Kolonialreichs als eines größeren Vaterlandes, unter Einbeziehung Algeriens als Provinz, gewesen war. Der Vorgang wirkte also für den klassischen "Gauchismus" der französischen Intelligenz wie eine Zange. Sie zwingt ihn gegenwärtig, sich entweder selbst zu desavouieren oder sich auf die rein überpolitische Idee der menschlichen Brüderlichkeit zurückzuziehen. Die zweite Lösung wird besonders von einem Mann wie Albert Camus betont. Sartre versucht als der kluge Dialektiker, der er ist, auch hier einen Mittelweg einzuschlagen, indem er eine Art von "Romantizismus" der Französischen Revolution entwickelt. In einem großen Aufsatz in den "Temps Modernes" über Algerien entschuldigt er sich für die linke Assimilationspolitik, die Nordafrika den eigenen Traditionen entfremdet habe, und appelliert zugleich an die Bruderschaft mit den Franzosen im Geiste der "Grande Rêvolution". In der Sondernummer über Ungarn vom Januar dieses Jahres sagt er sich von der kommunistischen Partei Frankreichs los, aber nicht vom Kommunismus als Idee, hätten doch die Ungarn selbst kein neues positives Programm an seine Stelle setzen können. Und in dem folgenden Sonderheft über Polen feiert er den polnischen Sozialismus als das große Vorbild für eine echte Revolution einer ganzen Partei als Partei. Das alles ist nur als Appell an die Adresse der eigenen kommunistischen Partei Frankreichs verständlich. Nie ist so deutlich geworden wie in den letzten Monaten, wie sehr die Voraussetzungen von Sartres Kulturpolitik und Kulturkritik rein national bedingt sind – um nicht zu sagen: nationalistisch. Es sind die Voraussetzungen eines intellektuellen Jakobiners, dessen Wahlspruch in den letzten Heften der "Temps Modernes" immer deutlicher geworden ist. Die russische Oktoberrevolution von 1917, die Frankreich um seine Weltgeltung als Vorkämpfer der sozialistischen Menschheit gebracht hat, ist tot. Es lebe die neue alte Revolution von 1789 und der Sozialismus der Sansculotten!

Hinter diesen Thesen steht jener Moralismus der Verneinung, den Sartre seit seinem Jugendwerk "Der Ekel" in immer neuen Formen vertritt. Ihn dialektisch als ein humanistisches Programm zu begründen, macht seine immer wieder faszinierende Wirkung innerhalb der französischen Intelligenz aus. Die meisten anderen Linksintellektuellen sind im Vergleich mit ihm eindeutig genug, um sich heute ihre Ratlosigkeit einzugestehen. Der französische Sozialismus als Opfer des Marxismus – so etwa lautet das Leitmotiv, das seit Jahren in Zeitschriften wie "La Nef" (Nouvelle Equipe Française) und der "Revue Socialiste" aufklang und heute dominiert.

Am stärksten scheint der sogenannte Linkskatholizismus getroffen, der in Frankreich nach dem Krieg, sehr im Unterschied zu der restaurativen Tendenz des Katholizismus in Deutschland, zu einer echten geistigen Bewegung herangewachsen war. Als führend galten zwei Zeitschriften unter der Leitung zweier bedeutender Persönlichkeiten, die inzwischen verstorben sind – rechtzeitig, möchte man heute sagen, wenn man die Trümmer ihres Werkes besieht. Die eine war die von dem Dominikanerpater Maydieu herausgegebene "La Vie intellectuelle", die besonders mutig die französischen Arbeiterpriester unterstützte und nach deren Verbot durch die Kirche sich um einen Dialog bemühte zwischen jungen Klerikern und den religiösen Vertretern des Islam, die namentlich in Algerien die Träger des dortigen Nationalismus sind; nach dem offenen Ausbruch der algerischen Krise

wurde die Zeitschrift unter Zensur gestellt und ging vor wenigen Monaten ein. - Die andere ist der von Emmanuel Mounier begründete und zum wichtigsten Organ des sozialen Katholizismus in Frankreich emporgeführte "Esprit". Als ein Dialektiker vom Range Sartres hatte Mounier bis zu seinem Tode 1950 unermüdlich an einem Gespräch zwischen Christentum und Marxismus bzw. Kommunismus gearbeitet. Schon sein Nachfolger, der ebenfalls kürzlich verstorbene Albert Béguin, hatte diese Linie nur dadurch einhalten können, daß er sie ständig mit der Notwendigkeit einer Kampffront gegen eine neue deutsche Reaktion begründete. Gleichzeitig schwamm der Chefredakteur und jetzige Herausgeber Jean-Marie Domenach offen im politischen Fahrwasser des Kommunismus davon, u. a. als Redner auf Ost-Berliner Friedenskongressen. Die letzten Nummern von "Esprit" offenbaren einen halben Zusammenbruch dieser Position. Sie gleichen Klagerufen an die Zeit. Ungarns Tragödie wurde hier wirklich als eigene Tragödie erlebt. "Wir haben gefehlt, aber was sollten wir ohne die Kommunisten tun, da uns doch keinerlei eigene Organisation zu Gebote stand", gesteht Domenach im Dezemberheft. Oh, unsere arme Notre Dame la France, wehe über unser Zeitalter, seinen alle Ideen verfälschenden technischen Dämon und unsere demoralisierte Nation - so lauteten die Schlagzeilen der seit Monaten regelmäßig erscheinenden Aufsätze des Dichters Pierre Emmanuel. Hinter diesem Wehruf steht der Schatten von Péguy und seiner Johanna auf dem Scheiterhaufen, der Schatten auch der Action Française als der eigentlichen Wurzel des politischen Katholizismus in Frankreich. Zu ihr strebt man nun irgendwie zurück, gleich wie die antiklerikale Linke zu ihren Wurzeln im Frühsozialismus der Syndikalisten und der großen Revolution. Aber dieser Weg ist verschlossen, denn die Action Française stand rechts und diese Rechte ist seit ihrer kurzen, aber heftigen Infektion durch den Faschismus und den Nationalsozialismus ideologisch tot. Sie lebt zwar hin und wieder auf in einigen Zeitschriften wie "Rivarol" oder "La Parisienne", aber es ist ein Scheinleben, eine Opposition um der Opposition willen, wenn auch nicht ohne Verdienste um das Andenken einiger bedeutender Männer wie Brasillach und Drieu la Rochelle, die während der deutschen Besetzung in ein tragisches Zwielicht gerieten.

Ich sagte eben: es gibt in Frankreich keine ideologisch fundierte Rechte mehr. Was also steht jener heimatlosen Linken gegenüber, die klagend zwischen den Trümmern ihrer Ideologie steht und fieberhaft nach neuen Quellen sucht? Es ist, mit einem Wort gesagt, der Auszug aus der Politik in den Ästhetizismus, genauer: in eine neue Phase des L'Art pour l'Art, die stark mystische Züge aufweist. Man darf sich unter diesem Vorgang freilich keine Flucht auf deutsche Weise in die Innerlichkeit vorstellen. Auch hier wird erbittert gegen den Geist der Zeit prozessiert. Um des Wirrwarrs der Ideologien Herr zu werden, versucht man mit allen Mitteln bewußter Ironie und Parodie die verschiedenen geistigen und künstlerischen Ismen der letzten Jahrzehnte sozusagen ineinanderzublenden, um sie so des Absurden zu überführen, wörtlich ad absurdum zu führen. Oberster Meister in dieser Kunst der Relativierung aller Dogmen ist Jean Paulhan, der langjährige Chefredakteur der berühmten "Nouvelle Revue Française", die er vor fünf Jahren als "Nouvelle Nouvelle Revue Française" wieder ins Leben rief. Diese Zeitschrift spielt gleich ihrem Herausgeber die Rolle einer grauen Eminenz in der französischen Literatur. Hier spinnen sich die Fäden zwischen Tradition und Avantgarde. Da stehen die Nachlässe der großen Alten, eines Proust, Valéry, Gide, Claudel in ihrem bewundernswert klaren, für heutige Begriffe sogar einfachen Französisch neben den jüngsten Produkten des literarischen Surrealismus; da sprechen Philosophen und Theologen wie der zitierte Maritain als Anwälte von Aristoteles und Descartes gegen die Auflösung der klassischen Denkstrukturen - während Literaturkritiker aus der Schule von Maurice Blanchot, der diese Sparte der Zeitschrift leitet, die Dichtung von Hölderlin, Mallarmé, Samuel Beckett und dem verrückt gewordenen Antonin Artaud auf ihren religiösen Sinngehalt befragen. Da wird Bert Brecht mit konservativer Ironie als Komiker, sein Verfremdungseffekt als längst von Molière entdeckt nachgewiesen, und Henri Michaux zeichnet seine Erfahrungen mit dem Mescalin so minutiös als Unsinn auf, daß eine bewußte Parodie auf Huxleys Propaganda für dieses Rauschgift entsteht. Von einigen jungen Leuten nach der weltanschaulichen Haltung der Zeitschrift befragt, antwortete in der letzten November-Nummer Jean Paulhan: "Ich bin morgens Demokrat, nachmittags Aristokrat und abends Royalist, aber ich bin es von Fall zu Fall und dann leidenschaftlich. Versuchen Sie dasselbe und Sie werden merken, daß die politischen Parteien im Grunde Spielereien sind und die wildesten Revolutionäre die starrsten Reaktionäre, die Faschisten die besten Kommunisten zu werden pflegen. Und dann werden Sie eines Tages vielleicht zu malen beginnen, und auch wenn Sie dabei zu viel rot oder braun, oder um bei unserem Vergleich zu bleiben, zuviel Kommunismus oder Faschismus auflegen, werden Sie doch bald des geheimen Gesetzes ihrer Formkomposition innewerden und daß ein Mensch genau wie ein Bild nur aus Mischungen, und zwar jeweils anderen, besteht."

Dieser Ästhetizismus verlangt einen Balanceakt auf einem schmalen Seil. Ein kleiner Schritt zu hoch oder daneben und man schwebt im Vakuum, einem Spiel mit Paradoxen über die Leere, das All und das Nichts überlassen. Das ist der Fall eines Blanchot und auch eines Georges Bataille, des Herausgebers der Zeitschrift "Critique" und Gründers einer sogenannten "Gesellschaft für sakrale Soziologie". Diese beiden Namen seien hier für viele andere genannt als Repräsentanten jener zur Zeit vorherrschenden Richtung innerhalb des Existentialismus, der seinerzeit große Teile der Jugend von der alten französischen Ideologie Iosriß und seit einigen Jahren, ähnlich seinem deutschen Bruder, immer stärker eine Art Mystik des Seins oder des Nichts anstrebt - sehr zum Ärger von Sartre, der sich dagegen u. a. auch mit seinem Rückzug auf die Politik zur Wehr setzt. Die Vorbilder dieses Kultes sind Frankreichs schwarze Literaten und Ritter des Nichts aus dem vorigen Jahrhundert, von Sade bis Lautréamont, von Villon bis Rimbaud. "Ich bin kein Philosoph, aber vielleicht ein Heiliger oder Verrückter, ich bin auf der Suche nach dem Unmöglichen", bekennt Bataille von sich selber. In seiner Zeitschrift, die er übrigens unter Mitwirkung des nationalen Instituts für wissenschaftliche Forschung herausgibt, holt er mit besessener Energie in Beiträgen zum Teil hervorragender Sachkenner das gesamte kulturgeschichtliche, philosophische, wissenschaftliche und literarische Material unserer Zeit heran, um es selbst, fieberhaft auf der Suche nach einem letzten magischen Grundnenner, in der Mühle seiner Paradoxen zu verarbeiten. Man denke sich einen Heidegger als Herausgeber einer Zeitschrift eines deutschen Instituts für positive Wissenschaften! In Frankreich steht dieser Fall vereinzelt da\*. Er ist symptomatischfür die Anstrengung seiner Intelligenz, in der Erfassung einer Wirklichkeit, die sich den logischen Methoden und ideologischen Antithesen des 19. Jahrhunderts weitgehend entzogen hat, so weit zu gehen, daß ihr Rationalismus in Antirationalismus umschlägt. Blickt man näher zu, so bemerkt man freilich in dieser Haltung, ebenso wie in der Ironie der Neo-Ästheten, einen tiefen Pessimismus. Nicht umsonst gipfelt die Geschichtsphilosophie, die gegenwärtig in Frankreich Triumphe feiert wie seinerzeit Spengler in Deutschland, in der Lehre von einer sogenannten Entropie, einem Wärmetod der Zivilisationen. Sie stammt von dem Ethnologen Claude Lévi-Strauss, der in seinem letzten Werk "Tristes tropiques" bekennt: "Die Welt hat ohne den Menschen begonnen und wird sich eines Tages ohne ihn vollenden." Das ist eine Variation auf das bekannte Wort von Valéry: "Wir wissen jetzt, wir Zivilisationen, daß wir sterblich sind."

<sup>\*)</sup> Eine ähnliche Konfiguration besteht zwischen der vom Internationalen Rat für Philosophie und Geisteswissenschaft mit Unterstützung der UNESCO herausgegebenen Zeitschrift "Diogenes" (deutsche Ausgabe bei Kiepenheuer & Witsch) und ihrem Chefredakteur Roger Caillois.

Für ein Land, das sein nationales Bewußtsein wie kaum ein anderes auf die Idee der Zivilisation gründete, ist das eine bittere Einsicht. Sie kommt am vorurteilslosesten zu Wort in der letzten Kulturzeitschrift von Rang, die wir noch zu nennen haben: in "La Table Ronde". Diese Revue wurde kurz nach dem Krieg von Gabriel Marcel und François Mauriac gegründet und hat sich in den letzten Jahren immer mehr zu einem Forum entwickelt, wo man sich besonders um eine Revision des französischen Geschichtsbildes bemüht. Die Titel der letzten Sondernummern sprechen für sich selbst: Spuren und Geheimnisse der verstorbenen Zivilisationen; die Apokalypse und das Ende der Geschichte; das Christentum und seine Ketzer; Kultur und Anti-Kultur der Provence. In einer der letzten Sonderhefte über Maurice Barrès, den Vater des modernen ideologischen Nationalismus, wird diesem bescheinigt, er habe Frankreich in ein System der Abwehr gegen das germanische und angelsächsische Denken eingeschnürt in eben dem Moment, in dem die anderen Nationen sich wirtschaftlich und technisch die Welt eröffneten. Das Leitmotiv all dieser Hefte ist das Bemühen, zeitlich weit hinter die Ideologien der Klassik, der Aufklärung und der Französischen Revolution zurückgreifend nach neuen Quellen des eigenen geschichtlichen Bewußtseins zu suchen. Bemerkenswert erscheint besonders die Wiederbelebung des Spiritualismus der Katharer und Waldenser, jener Häretiker der Provence, die nicht nur die neuzeitliche Lyrik und den modernen Gefühlskult begründeten, sondern auch jene rigorose Trennung von Geist und Macht, die heute überall unter dem Namen des Manichäismus als Religion der Intellektuellen zelebriert wird. Unter allen französischen Zeitschriften ist "La Table Ronde" einer der reinsten, aber auch dunkelsten Spiegel, in denen heute der französische Geist ununterbrochen sich selbst bespiegelt, aber auch schonungslos

Und die großen internationalen Probleme: die Automation, die Atomenergie, der Massenstaat, das Welternährungsproblem, die soziologischen Wandlungen in den anderen Ländern, die vergleichende Literatur- und Völkerkunde? Sie bleiben entweder am Rande\* oder sie stehen in der Pariser Zeitschrift des Kongresses für kulturelle Freiheit, den ausgezeichnet und mit einem hervorragenden Nachrichtenapparat redigierten "Preuves". Die besten Publizisten der Welt reichen sich hier die Hand, aber (von den bekannten Leitartiklern des "Figaro" Raymond Aron und Thierry Maulnier abgesehen) zumeist Nicht-Franzosen. Hier veröffentlicht der Schweizer Vorkämpfer eines Vereinten Europa Denis de Rougemont seine glänzenden Reflexionen über die Regeln eines Schachspiels mit drei Königen, einem amerikanischen, einem russischen und einem europäischen. Der Herausgeber François Bondy, aus der Schule der Schweizer "Weltwoche", einer der polyglottesten Publizisten Europas, berichtet laufend über Politik und Literatur aus aller Herren Ländern. Die Leistung des deutschen Gegenwartstheaters wird in einem Bericht über das Pariser internationale Theaterfestival von 1956 an die erste Stelle gerückt. Eine internationale Umfrage unter den jungen bildenden Künstlern aus aller Welt kommt zu dem Resultat. daß es heute keinen Kanon moderner Malerei mehr gebe, sondern nur noch einen Pluralismus von Tendenzen, die sich aber sämtlich mehr nach klassischen Mustern ausrichten und Rembrandt mehr studieren als Kandinsky. In "Preuves" erschienen auch die

<sup>\*)</sup> Das gilt auch und insbesondere für den deutsch-französischen Dialog, der bis heute nicht wieder an das intensive geistige Gespräch der zwanziger Jahre anknüpfen konnte. Das große Fünfgestirn der sich mit unserer Geistigkeit polarisierenden französischen Europäer (Gide, Valéry, Claudel, Rolland, Giraudoux) ist tot, und das ihm folgende (Marcel, Mauriac, Malraux, Sartre, Camus) hat es nicht ersetzen können – teils unter dem Druck der Rückwendung des französischen Geistes auf sich selbst, teils, weil die deutschen Partner fehlen. Das Interesse für unsere Kultur liegt heute zumeist in den Händen von Fachleuten: einmel der Germanisten, unter denen sich kein Charles Andler und Henri Lichtenberger mehr befinden, mit den "Études Germaniques" und dem Organ des Comité France-Allemagne "Dacuments"; zum andern der Existenzphilosophen unter Führung von Jean Wahl mit seinem Collège philosophique und der "Revue de Métaphysique et de Morale", die sich vor allem mit Heidegger auseinandersetzt. Unter den literarischen Zeitschriften sind vor allem die von Maurice Nadeau heraussgegebenen "Les Lettres Nouvelles" bemüht, deutsche Schriftsteller der Gegenwart (zuletzt neben Brecht, Kafka, Musil auch Benn, Andersch, Böll, Schallück und Schroers) vorzustellen,

ersten eindringlichen Analysen der Oktoberrevolutionen hinter dem Eisernen Vorhang aus der Feder ungarischer und polnischer Intellektueller, die in Paris ihr Emigrantenzentrum haben. Man erfährt Näheres über die erstaunliche neue polnische Literatur, die die geistige Liberalisierung unter Gomulka vorbereitete und heute, weil großenteils von Juden getragen, bereits wieder Gefahr läuft, von einem jungen antisemitischen Nationalkommunismus, dem sie überhaupt erst zur Stimme verhalf, als dekadent abgelehnt zu werden. Polens intellektueller Aufstand ist ein Aufstand von Männern, die über ein Jahrzehnt der Abschließung von der westlichen Literatur aufholen wollen, und darum leicht in den Verdacht des Nihilismus geraten, erklärt Czeslaw Milosz, der durch sein Buch "Verführtes Denken" bei uns bekannt wurde.

Hinter der Zeitschrift steht jene Ideologie der anti-kommunistischen Linken, die sich z. T. aus ehemaligen Kommunisten zusammensetzt und heute als einzige in Frankreich sozusagen ein gutes Gewissen hat. Das befähigt sie, sich von der Malaise der französischen Linksintellektuellen in oft wohltuender Weise abzusetzen. Auch sonst gestattet sich die Zeitschrift manch notwendige Kritik an dem Romantizismus des Unglücks, dem Frankreich heute mit seiner schwarzen Literatur huldigt. Kann man nicht ganze Seiten bei Camus, Beckett, Michaux miteinander vertauschen, zitieren sie nicht alle denselben Joyce, denselben Kafka, ist das nicht auf die Dauer monoton – so fragt Claude Mauriac in einer der letzten Nummern. Was freilich fehlt, ist jene innere Spannung, die nur aus dem Bewußtsein der Problematik der eigenen Position entsteht. Eine ausgezeichnete Zeitschrift, aber keine eigentlich französische – und deshalb ohne die profilierte Wirkung, die ihre Schwesterzeitschriften in England und Italien, Spenders "Encounter" und Silones "Tempo presente" aufzuweisen haben.

#### IM KREIDEKREIS

J.G. Mit der Annäherung der Bundestagswahlen haben sich neben den politischen auch die konfessionell-religiösen Spannungen bei uns zugespitzt. Das Signal hierfür war außer manchem anderen die Bamberger Äußerung des Bundeskanzlers, daß die kommenden Wahlen Entscheidungen darüber einschlössen, ob Deutschland und Europa christlich bleiben oder kommunistisch werden würden. In Reden und Gegenreden, Kommentaren und Gegenkommentaren wogt seitdem ein Meinungsstreit hin und her, wie es sich mit der Christlichkeit der großen Parteien verhält. Dieser Streit ähnelt bisweilen verzweifelt dem der Mütter um das Kind im Kreidekreis, nur daß die richtenden Instanzen fehlen, daß darüber hinaus auch die einfache Einsicht des Zuschauers in die Rechtsgründe der streitenden Parteien bei weitem nicht so klar ist wie in dem klassischen chinesischen Drama. Sicher scheint jedoch, daß ein solcher Streit überhaupt nur möglich wird, wenn man den literarischen Vergleich recht wörtlich versteht, also nur von einem Christus-"Kinde", von kleinen Anfängen christlicher Entscheidungen, von relativ äußeren Beziehungen zu der damit beschworenen geistigen Wirklichkeit und "Weltmacht" spricht. Damit soll nichts bagatellisiert werden - wir feiern Weihnachten genauso wie Ostern und Pfingsten -, es soll nur das rechte Größenverhältnis der in Frage stehenden Worte und Taten in Erinnerung gebracht werden.

Eine Partei, die ein christliches Bekenntnis in ihren Namen aufgenommen hat, meldet damit sozusagen legitime Ansprüche auf dieses Kind an, stellt sich zu ihm in eine Namensidentität und Elternrolle, die, wenn sie begründet wird, zwar etliche Rechte, in jedem Falle jedoch weit mehr Verpflichtungen mit sich bringt. Neben manchen mißtönend auf Rechte pochenden Äußerungen haben wir in den vergangenen Wochen wirklich schöne,

ehrlich-ehrenhafte Worte aus christlich-demokratischen Kreisen zu hören bekommen, daß es sich bei dem großen Attribut nie um etwas anderes handeln kann, als daß der, der sich zu ihm bekennt, über das gemeinhin Gute, Wahre und Rechte hinaus zusätzlich Verpflichtungen für sein ganzes Leben als Mensch wie als Politiker auf sich nehmen wolle. Es ist daher in diesem Zusammenhange falsch polemisiert, wenn man immer wieder hört, ähnlich wie keiner sich selbst gut, einen Meister, einen Dichter, ein Genie, einen Heiligen oder was immer Hohes nennen darf, dürfe sich auch niemand christlich nennen. Die Bezeichnung Christ oder christlich hat noch nie etwas Bestimmtes über den geistigen oder sittlichen Status eines Menschen aussagen sollen. Bekenntnisse sind keine Phänomenologie, sondern das Gegenteil. Sie enthalten außer ihrem besonderen Inhalt die gleichsam formale Überzeugung, daß es kein definitives menschliches "Sein", sondern nur eine pausenlose Folge von Anrufen gibt, denen man antworten oder die man verweigern kann, um nur im zweiten negativen Falle in einen seins- und das heißt todähnlichen, unlebendigen Zustand zurückzusinken.

Aber wir wollen hier nicht philosophische Fundamentalontologie betreiben. Die Dinge sind zu wichtig und zu ernst dafür. Wenn ein christliches Bekenntnis also niemandem mit Hinweisen auf seinen "Sündenstand" entzogen oder bestritten, sondern nur vom Bekenner selbst zurückgenommen werden kann, so erhellt dieser Zusammenhang eine Hauptschwäche aller derer, die immer wieder, ohne ihrerseits "Bekenntnischristen" sein zu wollen, aus dieser Sache ein richterliches Kriterium für Widersprüche von Sein und Schein machen möchten. Hinter der Bibel nichts als Kattun hervorlugen zu sehen, bleibt recht ungefährlich und seinerseits pharisäerhaft, wenn man sich selbst aus dieser alles menschliche Dichten und Trachten durchziehenden und in ihr Gericht stellenden Spannung alaubt herausnehmen zu können. Es liegt deshalb eine tiefe Unehrlichkeit darin, den Christen fortlaufend mit den Forderungen der Bergpredigt zu messen (weil er ja diese Forderungen ausdrücklich anerkennt), für sich aber einen weniger rigorosen Verhaltenskanon vorauszusetzen (weil man nicht ein solches Bekenntnis ausgesprochen oder "ausposaunt" habe). Zu der Unehrlichkeit kommt ein Irrtum, dessen Gelten trotz des überreichlichen Geredes von Glaube, Religion und Christentum in den Debatten der Zeit eher im Wachsen als im Schwinden begriffen ist; der Irrtum, der bessere, zeitgemäßere Weg zu dem, was am Christentum "bleibende Wahrheit" sei, führe durch die Hintertüren des Indirekten, einer schamhafteren, mit Konfessionen zurückhaltenderen Weise langsamen Hineinwachsens, schweigenden Tuns, eines anspruchslosen, im menschlichen Sein verankerten Verhaltens. Die anima naturaliter christiana ist ein theologischer Irrtum, abgesehen davon, daß man von dort her schon wegen der Bedingung der Bewußtlosigkeit schwerlich ein Gegenprogramm zum bewußten, den Namen für sich beanspruchenden Christentum aufbauen könnte.

Nun liegen die Verhältnisse unter uns zur Zeit aber bedeutend verwickelter, als daß wir es nur mit dem klassischen Gegensatz des schlechten, sein selbstgesetztes Maß unterbietenden "Christen" zum guten, aber auf keinerlei besonderes Gutsein Anspruch erhebenden "Heiden" zu tun hätten. In allen Parteien, auf beiden Seiten der politischen Hauptfronten befinden sich neben sehr viel Indifferenz und Scheinheiligkeit zweifellos Kräfte und Persönlichkeiten, denen niemand den Ernst und die Ehrlichkeit ihrer Liebesbeziehung zu dem umstrittenen Kind im Kreidekreis absprechen könnte. Gerade weil es sich so verhält, ist ja dieser Streit zu einem so quälenden, Mitleid und Furcht hervorrufenden Geschehen unserer Zeit geworden, bis dahin, daß unliebsame Erinnerungen an die alten Konfessionskriege der Kirchengeschichte heraufkommen, in denen wir heute ebenfalls kein eindeutiges Recht mehr auf einer der jeweiligen Seiten erkennen können.

Die Situation wäre einfacher, wenn man wenigstens den Parteien bestimmte Konfessionen zuordnen könnte. Durch die Person des Bundeskanzlers und ihre beherrschende Rolle, ferner durch manches in die Politik eingreifende Wort von hoher katholischer Kirchenseite; im entgegengesetzten politischen Lager wiederum durch den Umstand, daß die aktivsten protestantischen Kräfte des Niemöller-Heinemann-Kreises sich inzwischen eindeutig von der christlich-demokratischen Union ab- den Sozialdemokraten zugewandt haben, konnte es manchmal den Anschein gewinnen, als ob sich in der Tat eine solche konfessionelle Gruppierung mehr und mehr auch in den politischen Parteien anbahne. Ein Umstand, der nicht ohne Ironien wäre, da er eine indirekte christliche Politisierung auch derjenigen Parteien ankündigen würde, die sonst immer gerade gegen zu enge Verbindungen von Christentum und politischer Partei argumentieren. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß solche konfessionellen Akzente in den Spitzenbezirken von Parteien und Kirchen sich kaum in gleicher Proportion und Stärke in der Masse des Volkes oder auch nur des Kirchenvolkes fortsetzen, auch wenn sich eine gewisse politische Linkstendenz des aktivsten gegenwärtigen Protestantismus gegenüber einer konservativeren Rechtsorientierung des Katholizismus mit allem gebotenen Wenn und Aber und Zugleich und Daneben als Kraftlinien der Zeit nicht übersehen lassen.

Die kommende Bundestagswahl, wie sie auch immer ausfallen möge, wird sicherlich nicht über Kommunismus und Christentum entscheiden. Derlei Entscheidungen liegen zum Glück überhaupt nicht auf politischem Felde, und alles das, was im erregten Kreise der Opposition gegen eine solche wahl-opportunistische Vereinfachung der politischen wie auch der geistig-religiösen Probleme argumentiert wurde, alle die Hinweise auf das erst im Kämpfen recht "blühende" Christentum hinter den Eisernen Vorhängen, in der Diaspora der kommunistischen Welt, sind so weit berechtigt, wie man seinerseits nicht nur mit einem liberal-humanitären, sondern einem "integralen" Begriff des Christlichen operiert. Selbst Martin Niemöller ist bisher jedoch nicht auf das ihm auf Diskussionen in der Kirche der Zone mehrmals angetragene Angebot eingegangen, eine Weile drüben als Pfarrer oder auch als Bischof zu wirken. Das Christentum hat zweifellos eine breite gemeinsame Grenze mit dem Sozialismus und, wenn man will, sogar mit dem Kommunismus. Die harten Polemiken des Evangeliums gegen Reichtum und Wohlstand, gegen Sattheit und Selbstgerechtigkeit lassen sich von niemandem, der es ernst mit dieser Sache meint, überhören und leicht nehmen. Andererseits sind sie jedoch nicht das einzige, nicht einmal das wesentlichste Motiv und Verkündigungswort desselben Evangeliums. Mit der Geste völliger Souveränität gegenüber dem leiblichen und sozialen Wohl des Menschen nimmt derselbe Herr, der dem reichen Jüngling den Vorschlag des Verkaufs aller seiner Habe macht und bei dessen betrübter Weigerung das Wort von der menschlich unsagbar schwierigen Möglichkeit aller Reichen, in das Reich Gottes zu kommen, fallen läßt, die kostbare Narde an, die ihm Judas unter Hinweis auf die vielen Armen nicht gönnen möchte: "Arme habt ihr alle Tage, mich aber nicht . . . "

Vielleicht käme man unter Christen und Nichtchristen einen Schritt weiter auf dem Streitfeld dieses Kreidekreises, wenn fortan die soziale und sozialistische Karte des Christentums weniger laut von den mit derlei politischem Programm "belasteten" Parteien als von ihrem konservativeren Partner gespielt und nicht nur "gespielt" würde; und wenn umgekehrt ein Aufnehmen christlicher Elemente in die geistigen Horizonte der Partei bei denen, die darin bisher unklar waren, statt unten, beim "Sozialen", oben beim Eigentlichen der Sache, bei einem deutlicheren "Bekenntnis" anhöbe. Es würden beide Seiten kaum mehr viel zu streiten haben, wem dann das "Kind" im Kreis gehöre, weil es wunderbarerweise, ohne salomonisch zerschnitten zu werden, allen beiden zugleich nicht nur zur Hälfte, sondern sogar im Ganzen gehören könnte.

Seit 1949, dem Erscheinungsjahr seiner "Philosophie der Neuen Musik", steht der Soziolog und Kulturphilosoph Theodor W. Adorno als kritisch fermentierende Kraft im deutschen Musikleben. Seine Vorträge und Kurse namentlich bei den Darmstädter Internationalen Ferienkursen für Neue Musik haben Opposition und Begeisterung in gleichem Maße geweckt, seine Attacken gegen die musikalische Jugendbewegung wahrhaft eine Scheidung der Geister und Scheingeister herbeigeführt.

Wer die Entwicklung dieses ungewöhnlichen Mannes von den Anfängen her kennt, von den frühen zwanziger Jahren, als in Wiener und Berliner Musikzeitschriften bedeutende Schönberg-Analysen unter dem Namen Theodor Wiesengrund-Adorno erschienen, mußte den Wunsch hegen, seine vielerlei Ausstrahlungen einmal gesammelt zu finden. Adorno ist als Musiker ein Schüler Alban Bergs, Pianist und Komponist von Eigenart. Er stand, wie man weiß. Thomas Mann nahe und war in Frankfurt einem Kreis angehörig, der Walter Benjamin und Ernst Bloch einschloß. Musik war in diesem Milieu nur ein Mosaikstein des Kulturbildes, um dessen Integration Adorno immer bemüht bleiben wird. Daß solche Bemühung von seiten der zünftigen Musiker nicht immer Bestätigung gefunden hat, liegt in ihrem Wesen so sehr begründet wie in dem der Zunft.

Von Adornos zahlreichen Musikschriften der letzten zwanzig Jahre sind jetzt vier wichtige zu einem Band zusammengezogen, der den Titel "Dissonanzen" trägt (bei Vandenhoeck & Ruprecht). In einer Vorrede weist der Verfasser auf die "recht genaue Einheit" der Abhandlungen hin. Die einigende Idee verkündet der Untertitel: Musik in der verwalteten Welt. Unter dessen Aspekt treten die Arbeiten tatsächlich zusammen, von denen doch jede auf ganz unabhängige Weise dasselbe Ziel visiert: die Fragwürdigkeit produzierter und reproduzierter Musik in der Gegenwart. Dabei zeigt sich eine Zäsur zwischen der ersten Abhandlung "Über den Fetischcharakter der Musik und die Regression des Hörens", die 1938 in Amerika geschrieben und veröffentlicht wurde, und den drei wesentlich später entstandenen "Die gegängelte Musik" (1948), "Kritik des Musikanten" (1954) und "Das Altern der Neuen Musik" (ebenfalls 1954).

Adorno geht in der ersten Arbeit von der These aus, daß es keine legitime "leichte" und angenehme Kunst mehr gibt, daß der Konsum von Schlagermusik und ähnlichem unter Massensuggestion statthat. Er bringt, Siegmund Freuds und Karl Marx' Lehren amalgamierend, Fetischismus und Warencharakter auf einen gleichen Nenner. Unter diesem Aspekt gehört schließlich die Schlagerfabrikation mit der äußerlichen Perfektion im philharmonischen Betrieb zusammen. Adorno zitiert dabei Eduard Steuermanns bemerkenswertes Wort von der "Barbarei der Vollendung", das sich ja ebenso auf gewisse Tendenzen musikalischer Interpretation wie auf den glatten Klang "funkischer" Unterhaltungsmusik anwenden läßt. Unter Regression des Hörens versteht Adorno, etwas abweichend von der später entstandenen "Philosophie der Musik", "Primitivität...nicht...des Unentwickelten, sondern des zwangshaft Zurückgestauten" (kindisch, nicht kindlich). Er sieht solchen Infantilismus in hundert Symptomen bestätigt; nicht ganz zutreffend vielleicht in den Griff-Notationen für Gitarre, Ukulele und Banjo, die ja einer seit dem 15. Jahrhundert ungebrochenen Tradition folgen. Auch scheint es anfechtbar, etwa in der Gitarre, verglichen mit dem Klavier, ein infantiles Instrument zu sehen.

Adornos Kritik an der Praxis des "Arrangements", der Herrichtung von Musik für schnelle Verbrauchszwecke, trifft im konkreten Einzelfall fast immer zu. Prinzipiell ist Bearbeitung eine legitime Kunst; man muß nicht einmal an die höchsten Resultate denken wie Bachs Arrangements Vivaldischer Modelle, sondern kann auch Liszts und Busonis Klavierparaphrasen dazurechnen. Mozart war entzückt, seine Figaromelodien in Prag als Tänze

wiederzufinden, und die Quadrillenliteratur des 19. Jahrhunderts lebt viel stärker vom Arrangement als heute die Unterhaltungsware oder der Jazz. (Ich glaube auch nicht mehr an die Untrennbarkeit von melodischem, harmonischem, rhythmischem Einfall und klangfarbiger Erscheinungsform, nicht einmal in der modernen Musik bis zu Schönberg und über ihn hinaus. Schönberg hat in allen Schaffensphasen Arrangements seiner Musik nicht nur geduldet, sondern mitunter selbst hergestellt, Webern die zweite Fuge aus Bachs Musikalischem Opfer In eine motivisch dissoziierende, moderne Klangform, instrumentiert.) Im Ganzen ist dieser erste Teil des "Dissonanzen"-Bandes zwar der an Beobachtung, an Häufung von Fakten und oft genialen Einfällen reichste; doch steht er am meisten unter der subjektiven Verklammerungsmethode, die bei Adorno aus der Denk-Spielfreude eines eminent reichen, mühelos verbundenen Wissens resultiert. Wer sich die Mühe nimmt, ihm in die Abstraktionen der Grundgedanken zu folgen, wird sich durch die immer wieder blitzhaft erhellenden Interjektionen aus der modernen Alltagswelt und ihre Einmontierung in diesen Schluß-Prozeß belohnt finden.

Die "Gegängelte Musik", ungleich anschaulicher im Ton und in der Struktur, setzt sich kritisch mit totalitären Lenkungen der Kultur und speziell mit den Beschlüssen des 1948 im Geiste Schdanows veranstalteten Prager Kongresses der Komponisten und Musikkritiker auseinander. Diese Arbeit, die kürzeste in dem Band, scheint mir deshalb die wichtigste und vollkommenste, weil sie vom Standpunkt des denkenden Musikers aufräumt mit wenigstens einer Kategorie von Versuchen, Musik von außen her zu korrigieren. Hier, wo er auf philosophische Spekulationen völlig verzichtet und Kritik übt an eben der soziologischen und politischen Kultur-Deutung, in der er sich auskennt wie kein zweiter, zeigt Adorno unwiderleglich seine Kompetenz in Fragen der Musik. Mit Recht und guten Argumenten wird der Versuch abgelehnt, "Musik auf dem Verordnungsweg auf das frühere krudere Niveau zurückzuschrauben", wird nachgewiesen, daß damit die Annäherung an dieselbe Schlagerkonfektion begünstigt wird, von der die faschistische wie die kommunistische Kunstlenkung sich distanziert.

Das Gegenbild solcher antisubjektivistischen Massenkunst behandelt der letzte Aufsatz "Das Altern der Neuen Musik". Er übt Kritik an den Versuchen jüngerer Komponisten, das Material zu fetischisieren, die totale Konstruktion von Musik an die Stelle innerer Logik und sinnvoller Tonsprache zu setzen. Hier taucht wieder der Begriff der Barbarei auf, wie schon in jenem Steuermann-Zitat; Adorno sieht sie erreicht, wo das musikalische Material sich unabhängig vom Gehalt des Kunstwerks bewegt. Wenn unter Barbarei Wildheit, Roheit und Unbildung verstanden sein soll, scheint mir der Begriff da nicht zuständig; die Verabsolutierung des "Materials", besser: der Konstruktion, ist viel eher ein Produkt von einseitiger Intellektbildung als ein Wildwuchs. Sie ist im strengen Sinne unkünstlerisch, und zwar aus falscher Ausdrucksfeindschaft. Und deshalb glaube ich auch nicht an die Einheit dieser Tendenzen mit denen der totalitären Kulturpolitik, der amerikanischen Konsummusik und der Jugendmusik im Zeichen "verwalteter Welt". Gewiß bestehen innere Affinitäten, aber wohl mehr im Sinne eines komplementären Sich-Ergänzens als einer Identität. Adorno ist kein Freund dessen, was er "pluralistische" Kulturdeutung nennt, und so muß er die Vielschichtigkeit des künstlerischen Wachstumsprozesses leugnen, die mir evident scheint, in der Gegenwart sosehr wie im 19. und 18. Jahrhundert. Er beklagt deshalb das Vergessen Sebastian Bachs und den Sieg des galanten Stils als Ursache von "Defekten" in der Verfahrensweise Haydns und Mozarts. Ich glaube an diese Defekte nicht, und wenn von der Analytik Heinrich Schenkers etwas unseren Blick auf kompositorische Phänomene geschärft hat, so ist es eben die Erkenntnis, daß die Unvollkommenheiten von Kunstwerken (auch bei Bach) durch die rätselhaften Schichten zwischen Vordergrund und Hintergrund einen, meinetwegen komplementären, Sinn

bekommen. Daß es sich mit Wagner und Brahms (und Verdi) ähnlich verhält, beweist mir die Notwendigkeit pluralistischer Betrachtung, auf die ich auch aus Freude am Reichtum einer vielschichtigen Geistes- und Formenwelt nicht verzichten möchte.

In einem drei Seiten (111, 2. Absatz bis 114, 1. Absatz) langen Einschiebsel in den ursprünglichen Text des "Alterns" hat Adorno nochmals erläutert, worin er die Differenz zwischen der Neuen Musik von 1910 und der von heute, aber auch gewisse nun erst deutlich gewordene Identitäten sieht. Die neuen Klänge seien einst als Ausdrucksträger eingeführt worden und hätten durch ihre Neuheit Reize ausgeübt, die ihnen heute genommen sind. Das stimmt entfernt mit meiner Theorie der Reizabnützung überein, doch setzt Adorno (einig mit Messiaens "la musique a maintenant atteint son plafond") dem Tonraum der abendländischen Musik da eine Grenze, wo die elektronischen Klänge sie doch überschreiten. Was hingegen in seiner vielfach berechtigten Kritik der Neuen Musik fehlt, ist der Hinweis auf mögliche Wege künftiger Verfahrensweisen. Daran hindert ihn sein, man muß schon sagen: faszinierender Kultur-Pessimismus, der den Spenglerschen nicht nur an Tiefe und vielseitiger Kenntnis, sondern auch an Gründlichkeit weit hinter sich läßt.

Daß Musik sich nicht an Idealen der Gemeinschaft erneuern kann, ist der Inhalt der größten und streitbarsten Abhandlung: "Kritik des Musikanten". Sie bildet das eigentlich politische Kapitel der "Dissonanzen" und ist eine scharfe Attacke an die Kräfte der "musikpädagogischen Musik" (der treffende Ausdruck stammt von Adorno), deren totalitäre und nivellierende Tendenzen sich mit der Wucht der Majorität gegen fast alles richten, was außerhalb ihrer Sphäre Anspruch auf kulturelle Führung haben könnte. Adorno hat gegen Blockflötenkult und Gemeinschaftssingen hundertmal recht, wo diese primitiven Praktiken mehr sein wollen als eine Vorbildung zur Musik, dem Kindergarten und seinem Verhältnis zur Schule vergleichbar. Er übersieht nicht, das zeigt seine Auseinandersetzung mit Erich Doflein, die geistig wertvollen Kräfte, die sich an diese Bewegung verloren haben. Er weist mit Autorität auf die fast unverhüllt faschistischen Gedanken hin, die sich in manchen Publikationen der Jugendmusik kundtun. Vor allem aber gibt er (S. 94–99) eine genaue Kritik der Kompositions-Praktiken, mit denen jugendbewegte Musiker sich fortschrittlich zu gebärden glauben.

Richtig ist auch die Anprangerung von Kopplungs-Klischees wie "Bach und Schütz". Aber nicht, weil Schütz (und mit ihm, laut Adorno, die ganze Musik des 17. Jahrhunderts) als rudimentäre Vorform der späteren Genieperiode anzusehen ist. Sondern weil die Ungleichheit im Volumen der Begabungen die Doppelformel absurd macht wie die ähnlich beliebte "Bach und Händel".

Es gibt, nach Adorno, kein Pantheon, in dem sich ungleiche Werke verschiedener Epochen benachbarn ließen. Aber auch er hat sein Pantheon; es umfaßt die Epoche von Bach bis Schönberg, kaum etwas vorher und nachher. In der Grenzsetzung um 1700 bestätigt Adorno überraschend die von ihm rechtens kritisierte Betriebspraxis mit ihren auf wenige Standardwerke der Romantik und der Klassik beschränkten Programmen. Da wünschte man sich seinen Blick und seinen Erlebnisradius erweitert; ich selbst, sonst kein zünftiger Historiker, möchte auf die Beglückungen durch Perotin, Machault, Ockeghem, Josquin, Monteverdi, Giovanni Gabrieli und Schütz so wenig verzichten wie auf die durch Webern, Strawinsky und Boulez. In der Gleichgültigkeit gegen die vorbachische Musik erweist sich Adorno als Exponent des (mit Ausnahme des jungen Anton v. Webern zur Zeit der Isaak-Ausgabe) antihistorischen Schönbergkreises; Schönberg selbst stand alter Musik indifferent gegenüber, wie er auch das Wesen der Kirchentonarten (man vergleiche nur seine wunderliche These von den 84 Kirchentönen auf S. 116 der Harmonielehre, 3. Auflage) mißverstanden hat.

Dennoch wird man Adornos Kritik gegen die Antikritik von jugendbewegter Seite schützen müssen. Er hat heute im Musikschrifttum keinen überlegenen Gegner. Das außerordentliche Niveau, das seine Gedanken auch dann auszeichnet, wenn sie sich versteigen, hat beispielgebende Kraft, ähnlich wie das Werk Karl Kraus'. Gegen den Anspruch der Philosophie, musikalische Urteile zu fällen, ist gewiß die äußerste Vorsicht geboten; ich habe mit meinen Bedenken anläßlich der "Philosophie der Neuen Musik" und vor allem des "Wagner-Breviers" nicht zurückgehalten. Doch bei Adorno gewinnt selbst dieser Anspruch schöpferische Kraft. Zur Gefahr wird er bei seinen Nachahmern, die von ihm Gestus und Vokabular übernehmen, ohne anderen selbständigen Antrieb als den der Veraächtigung aller, die kritisch gegen ihre Methode bleiben. In den "Dissonanzen" ist philosophische Spekulation nur so weit angewandt, als dialektische Methode es gebietet. Die rein musikalisch-ästhetischen Untersuchungen gehören zum Wertvollsten, das die neuere Musikliteratur bietet.

### HELMUT LAMPRECHT / DER ERZÄHLER UND DAS LYRISCHE

### Angedeutet am Beispiel Thomas Mann

"... ich frage mich, ob man sich klar darüber ist, vor welches heikle Thema man uns da gestellt" – einer der geistreichsten Aufsätze Thomas Manns, der über den "Künstler und die Gesellschaft", beginnt mit diesen Worten. Für das vorliegende Thema sei es gestattet, jenen Anfang zitierend in Anspruch zu nehmen, denn: der Erzähler und das Lyrische, das ist um so heikler, als es sich um den Erzähler Thomas Mann selbst handeln soll!

Nun, er war, wie alle Welt weiß, kein Lyriker: "Meine persönliche Veranlagung hat immer dem großen epischen Stil gegolten." Er nannte den Erzähler, und er war doch selbst einer der größten, wenn nicht der größte deutsche überhaupt, "den raunenden Beschwörer des Imperfekts", und Goethes: "Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß", war seine Devise nicht nur bei der Niederschrift des tausendseitigen "Zauberberg".

Daß er den von Erstarrung bedrohten bürgerlichen Roman des 19. Jahrhunderts durch das Stilmittel der Parodie auf geniale Weise sublimierte, ihn hinüberrettete in unsere Zeit und ihn so noch einmal "weltmöglich" machte, ist die respektable Leistung dieses unvergleichlichen Epikers. Aber die Parodie ist primär unlyrisch, ja antilyrisch!

Und dennoch: "Ich habe, wie wohl jeder angehende Schriftsteller, mit Gedichten begonnen." Wer wohl entsinnt sich eines lyrischen Produkts aus der Feder Thomas Manns? Wir müssen uns, um auf seine lyrische Periode zu stoßen, um mehr als ein halbes Jahrhundert zurückwenden. Seine frühesten Verse erschienen bezeichnenderweise im Zusammenhang mit Prosa, als hätten sie der Unterstützung bedurft. Thomas Mann, damals 19jährig und Volontär einer Münchener Feuerversicherungsanstalt, erinnerte sich später schmunzelnd an jene Zeit: "Statt bestrebt zu sein, mich in die Geschäfte einzuarbeiten, hielt ich es für gut, auf meinem Drehsessel verstohlenerweise an einer erdichteten Erzählung zu schreiben, einer mit Versen untermischten Liebesgeschichte..."

29 NDH 449

Auch die "Buddenbrooks" hat er ja mit Versen "untermischt", nämlich mit jenem naiven Preislied, das der Herr Jean Jacques Hoffstede auf das neue Familienhaus zu singen wußte. \*\*
Und – Jahrzehnte später – läßt er im vierten Bande der Joseph-Tetralogie die sangeslustige
Serach zur Laute psaltern:

Singe, du Seele, ein neues Lied im Schreiten!
Mein Herz dichtet ein fein Gedicht auf acht Saiten.
Wovon es voll ist, davon strömts über im Sange hold,
Köstlicher denn Gold und viel feines Gold
... usw.

Doch diese Beispiele sind, weil ihre Absicht keine eigentlich lyrische war wie einstmals bei den Romantikern, wenig bedeutsam für die Beurteilung des "Lyrikers" Thomas Mann. Dagegen hatte er einige andere Stücke ernster gemeint.

So erschien noch vor der Jahrhundertwende in Conrads "Gesellschaft" ein Gedicht von ihm mit dem Titel "Zweimaliger Abschied", während im "Simplizissimus", dem Thomas Mann ja eine Zeitlang als Redakteur angehörte, jenes – seinerzeit nicht unbeachtet gebliebene – ironische Poem zu lesen war, das mit den Worten: "Ich bin ein kindischer und schwacher Fant . . ." begann und mit dem "Traum von einer schmalen Lorbeerkrone" endete. Auch das folgende – "Weihnacht" betitelte – Gedicht veröffentlichte (1904) der "Simplizissimus":

O festlich Sternenzelt!

Du breitest dich ob meiner Einsamkeit

Und schirmest weithin die gesühnte Welt.

Sanft glitzerndes Gefild!

Dein Friedenszauber füllt mein ganzes Herz,

Daß es von Rührung und Beschämung schwillt:

O weiße Weihenacht! In mildem Leuchten liegt ein heilig Kind, Des Lächeln alles Leid zur Glorie macht.

Man wird zugeben: hier wird wenig lyrische Substanz dokumentiert. Gereimte Meditation und Beschreibung, also vorwiegend epische Momente, herrschen vor. Darüber täuschen auch nicht die euphemistischen Adjektive (festlich, gesühnt, glitzernd, weiß, mild, heilig) hinweg. Der Symbolismus, der sich hier und da andeuten will, ist zu kurzatmig, zu sehr konstruiert, um tragfähig zu sein, kurz: diese Strophen setzen keine primär lyrische Existenz voraus.

Daß der Dichter mit solch schwachem Ausweis im Kreise der um die Jahrhundertwende führenden deutschen Lyriker nicht hätte bestehen können, liegt auf der Hand, es wird ihm selbst nicht verborgen geblieben sein. Was in den Versen Georges, Hofmannsthals, Dehmels und Rilkes echter Symbolismus und blutvoller, leidenschaftlicher Gesang war, scheint in Thomas Manns Versuch allzusehr "von des Gedankens Blässe angekränkelt". Die Form wirkt starr und hölzern, das Inhaltliche pathetisch und banal, wie injiziert. Vom Einfluß Mallarmés, der damals auch in Deutschland schon spürbar war, ist nicht das geringste zu merken. Nichts von dem lyrischen Aufruhr eines Apollinaire, eines Saint-John Perse, eines Valéry schwingt auch nur ahnungsweise mit. Von Trakl, das darf man annehmen, hat Thomas Mann damals noch nichts gewußt, und die "Revolution der Lyrik" des Arno Holz war ihm vielleicht zu ungestüm.

Es mag unbillig scheinen, die lyrischen Höhepunkte jener Zeit heranzuziehen, um die Dürfsigkeit des Mann'schen Versuchs zu beweisen: wir tun es dennoch, weil uns der allgemeine
Rang Thomas Manns zum Anlegen eines hohen Maßstabes verpflichtet. Wir decken damit
zwar Schwächen dieses Dichters auf, doch werden wir sehen, daß daraus ein Positives auf
anderem Gebiet resultiert.

Das oben zitierte Gedicht wurde – wenn nicht alles täuscht – zum lyrischen Schwanengesang Thomas Manns. Warum sollte er denn auch Gedichte schreiben, er, den der frühe Ruhm des erfolgreichen Erzählers zu umstrahlen begann! Er stellte die lyrische Produktion ein und verlegte sich ganz aufs Erzählen. Und er tat gut daran!

Zum "freien und unmittelbaren Sichaussingen", das er bei Kleist vermißte, war er selbst nicht fähig, und was Thornton Wilder über die Lyrik von James Joyce schrieb, darf weitgehend auch für Thomas Mann gelten: "Wenn man den unvergleichlichen rhythmischen Reichtum seiner Prosa kennt, ist man von seinen Versen befremdet, von ihrer verwaschenen Musikalität, ihrem schütteren Bauchrednerton." Benn, so scheint es, hatte recht: "Keiner der großen Romanciers der letzten hundert Jahre war auch ein Lyriker" (gleichen Ranges, müße man hinzusetzen).

Wenn es Thomas Mann an der schöpferischen lyrischen Begabung gebrach, wie stand es dann um sein Verhältnis zum Lyrischen schlechthin?

Adrian Leverkühn, den Helden des "Faustus"-Romans, hören wir sagen: "Echt und ernst allein ist das ganz Kurze, der höchst konsistente musikalische Augenblick" (alle anderen "Mittel und Konvenienzen der Kunst", so müssen wir ergänzend fortfahren, taugen "nur noch zur Parodie"). Die Frage ergibt sich, was nach des Dichters eigener Meinung zu diesem "höchst konsistenten musikalischen Augenblick" wohl die literarische Entsprechung sei? Es liegt nahe, Thomas Mann habe damit das Gedicht gemeint.

Da bot'sich mir im Frühjahr 1953 die dankbar wahrgenommene Gelegenheit, den Dichter in Erlenbach am Züricher See besuchen zu dürfen. Gegen Ende der etwa einstündigen Unterhaltung rückte ich – vielleicht ein wenig unvermittelt – mit meiner Frage heraus. Thomas Mann überlegte einen Augenblick und nannte dann – nein, er nannte nicht das Gedicht, sondern die kurze Prosaskizze etwa Peter Altenbergs oder Alfred Kerrs.

Später fand ich, daß diese Antwort der Auffassung widersprach, der Thomas Mann 1936 – im Vorwort zu Max Hermann-Neißes Gedichten – Ausdruck gegeben hatte. "Der Lyriker", so heißt es da, "ist der Aphoristiker unter den Dichtern, er ist unter ihnen folglich auch der Impressionist, der im Augenblick Lebendige, ganz diesem Gehörige. Ein Gedicht ist die Verewigung des Moments, das Produkt einer innigst-ungestümen und ausschließlichen Verlorenheit an ihn . . . "

Hatte ich damit meine erwartete Antwort? Zeigte sie Thomas Mann nicht als einen das Wesen der Lyrik tief empfindenden Menschen? Aber nun kamen mir Zweifel. Denn wenn das Wesen des Epischen die weltmalende Breite ist und es den Epiker groß macht, daß er nicht enden kann, muß dann folglich das Lyrische einfach entgegengesetzter Natur und der Lyriker der Aphoristiker unter den Dichtern sein, getragen einzig und allein von der Gunst des Augenblicks?

Wer den hohen Kunstverstand Thomas Manns zu schätzen weiß, wird sich hüten, ihn leichtfertig solcher Schwarz-Weiß-Malerei zu bezichtigen. Indessen: auf das, was wir seit Heym und Trakl unter Lyrik zu verstehen begannen, trifft seine Definition nur ungefähr zu. Sie entspricht vielmehr der neuromantisch-impressionistischen Lyrikvorstellung des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die noch wenig ahnte vom modernen Aussagewert der immer autonomer werdenden Form. In der Tat: wie Thomas Mann – und wer will ihm das ernstlich zum Vorwurf machen? – an der expressionistischen Prosa und Dramatik wenig Anteil nahm,

so ließ er auch die Entwicklung der modernen Lyrik an sich vorübergehen. "Aber gerade die Absage an die expressionistische Ekstase", so betont Hans Eichner in seinem Thomas-Mann-Büchlein, "befähigte ihn, seiner besonderen Mission treu zu bleiben – der Mission derer, die das Alte kennen und lieben..."

Manches zu unserem Thema ergibt sich aus dem essayistischen Werk des Dichters. In den Mittelpunkt seines 1930 geschriebenen Aufsatzes über den klassisch-formenstrengen Lyriker August von Platen stellt er dessen Tristan-Gedicht. Das ist kein Zufall, denn in diesen Versen begegnete ihm – schon der Titel verrät es – jene makabre Thematik, der er früh schon selbst sich zugewandt hatte: das Verhältnis von Schönheit und Tod. Darüber hinaus erblickte Thomas Mann im Leben Platens die Tragik dessen, den Krankheit zu hoher Kunst befähigte, ein Thema, das dann später in "Dr. Faustus" seinen faszinierendsten Niederschlag finden sollte.

Über die Lyrik Theodor Storms schreibt er – ebenfalls 1930: "Wo ist der Laut noch einmal, und wie könnte er je vergehen, der mit Zauberdichtigkeit durchgeführt ist durch die vier Strophen von "Abseits" mit ihrer weltvergessenen Sommermittagstimmung, ihrem Duft von erhitzten Kräutern? "Meeresstrand", die Haff- und Wattenstimmung im Abendlicht mit den wie Träume im Nebel liegenden Inseln, dem Laut des gärenden Schlammes, und einsamem Vogelruf ..." Wir wundern uns nicht, daß das Malerische, Beschreibende der impressionistischen Kunst Storms ihn, den Erzähler Thomas Mann, ergreift, der – auch als Nachvollziehender – das sinnlich-gegenständliche Motiv liebt, ja: braucht. "Gemüt und Sinnlichkeit" lobt er am "Immensee"–Dichter und dessen Fähigkeit, "sinnliches Erblühen zu malen". Malen, das heißt hier: schildern, beschreiben, ist also letztlich ein episches Moment.

An den Gedichten Hermann-Neißes lobt er "das Maß von Klassizität, Gefühlsvernunft, anmutiger Verständlichkeit", auch seien sie "unschwierig, unverstiegen, keineswegs orakelhaft" (Schwierigkeit, Verstiegenheit und Dunkelheit wirft man bekanntlich moderner Lyrik vor), und zudem trügen sie sich "bequem und natürlich vor" und leuchteten "jedem ein durch die Gelungenheit, den hohen Takt und die sanfte Prägung ihrer Form . . ."

Aufschlußreich ist auch die Antwort Thomas Manns auf die Frage nach seinem Lieblingsgedicht: "Vielleicht das Eichendorff-Gedicht, worin es heißt:

Hast ein Reh du lieb vor andern, laß es nicht alleine grasen,

und das mit der Mahnung schließt:

Hüte dich, sei wach und munter!

Vielleicht würde ich es nicht so lieben, wenn Schumann es nicht so unglaublich genial vertont hätte." Ganz gewiß ist dieses Gedicht Eichendorffs ein erlesenes Stück romantischer Kunst, worauf es hier ankommt, ist aber dies: den Erzähler Thomas Mann interessiert hauptsächlich das motivlich klar umrissene "unschwierige" Gedicht romantisch-impressionistischer Prägung, das sich möglichst auch zum Vertonen eignet (moderne Lyrik ist im allgemeinen nicht dazu geeignet).

Im "Versuch über das Theater" unterstreicht er die Vorrangstellung des Romans: "Sind im Roman nicht Lyrik und Drama beschlossen . . .?", fragt er. "Bietet er nicht die lyrische Kontemplation des Monologs und die stürmische Bewegtheit der Wechselrede?" "Lyrische Kontemplation", so spricht nur ein Epiker!

Wir könnten unsere Beispiele vermehren. Aber spricht nicht schon aus diesen wenigen der Geist des Erzählers im Allgemeinen und der Thomas Manns im Besonderen? Im PlatenAufsatz entdecken wir weniger den Dichter der "Sonette aus Venedig" als den des "Tod in 'Venedig", Storms Lyrik liebt er, weil sie "sinnliches Erblühen malt"; an Hermann-Neißes Gedichten interessieren ihn "Gefühlsvernunft" (ein für Thomas Mann charakteristisches Wort), Unschwierigkeit und Eignung zum "bequemen Vortrag" (er, der Erzfabulist, hatte ja das Vortragen zu einer besonderen Kunst entwickelt); das Lieblingsgedicht, das ihm erst vermittels einer "unglaublich genialen" Vertonung nennbar wird, ist eine romantische Allegorie mit lehrhaft-moralischem Schluß ("Hüte dich, sei wach und munter!"), und schließlich bringt er mit der Verbindung "lyrische Kontemplation" einen dem wahren Wesen des Lyrischen nicht angemessenen Begriff. Nein, die lyrische Sphäre war nicht die seine, in produktiver Hinsicht noch weniger als in rezeptiver. Seine auf Lyrik bezogenen Äußerungen betreffen das romantisch-impressionistische Gedicht des 19. Jahrhunderts. Über das moderne, durch die Inkongruenz von Aussageinhalt und Aussageweise gekennzeichnete Gedicht hat er sich – soweit wir sehen – nirgends geäußert.

In einem im Herbst 1954 geschriebenen Brief richtete ich an Thomas Mann einige Fragen zu diesem Thema. Seine Antwort schien ein wenig unwillig, als fühlte er sich – was zu vermeiden meine ehrliche und höfliche Absicht war – an einer schwachen Stelle getroffen, wahrscheinlich an seiner schwächsten. Der Gedanke, daß jemand ihn eines ganz unmittelbaren Verhältnisses zur Lyrik und zum Lyrischen für nicht fähig halten wolle, war ihm offensichtlich unbehaglich (in Wahrheit war natürlich von dergleichen Andeutungen in meinem Brief keineswegs etwas zu finden). So scheint denn seine leise Entrüstung im Grunde eine gewisse Bestätigung zu sein für das, was ich in dieser Betrachtung darzustellen versuchte.

Thomas Mann sprach in seinem Brief von "lyrischen Einschlägen", die man hier und da in seiner Prosa finden könne. Aber kann ein seraphischer (und meist ironie-geschwängerter) Ton, konn ein mit epischen Mitteln dargestelltes Gleichnis ein "lyrischer Einschlag" sein? Dachte er vielleicht an das ironisch-okkulte Kapitel im "Zauberberg", wo der Geist des verstorbenen Holger eine ellenlange "lyrische Improvisation" von sich gibt? ("Ein lyrischer Dichter? fragte die Kleefeld, indem sie das y wie i aussprach . . . ") Oder dachte er an das Schnee-Kapitel im gleichen Roman: "Bläue schwamm ... Die blanken Regenschleier sanken: da lag das Meer – ein Meer, das Südmeer war das, tief-tiefblau, von Silberlichtern blitzend, eine wunderschöne Bucht, dunstig offen an einer Seite, zur Hälfte von immer matter blauenden Bergzügen weit umfaßt, mit Inseln zwischenein, von denen Palmen ragten oder auf denen man kleine, weiße Häuser aus Zypressenhainen leuchten sah. Oh, oh, genug, ganz unverdient, was war denn das für eine Seligkeit von Licht, von tiefer Himmelsreinheit, von sonniger Wasserfrische!" - Ein lyrischer Einschlag? Gekonnte Deskription phantastischer Vorstellungen - in Beziehung gesetzt zu einem ironisch beleuchteten Helden! Episch! Das heißt: "Das Wort nimmt nicht wie beim primären Lyriker die unmittelbare Bewegung seiner Existenz auf" (Benn). – Oder dachte Thomas Mann an die heimlichen Alexandriner und freien Jamben im "Erwählten"? Ganze Passagen des in normalen Prosazeilen gesetzten Romans lassen sich mühelos in Verse verwandeln, die entweder ziemlich wortgetreu (freilich mit parodistischen Unterbrechungen) der mittelhochdeutschen Vorlage Hartmanns entnommen oder im ähnlichen (parodierenden) Stil von Mann selbst gedichtet sind:

> Gebt, Fraue, doch den Frieden dem Land nach so viel Liden und reichet dem die Hand, der so nach Euch entbrannt, dem Werber kühn und viel zäh. Sie aber sprach: Jamais!

Aber das sind erzählende Verse, und der Umstand, daß sie sich reimen, erhebt sie nicht zur Lyrik, sie stellen folglich auch keinen "lyrischen Einschlag" dar.

Dies um so weniger, als im "Erwählten" die Mannsche Kunst der Parodie ihren Höhepunkt erreicht. In dem Kapitel "Sybillas Gebet", in das Thomas Mann vieles aus der "Vorauer Sündenklage" des 12. Jahrhunderts hineingenommen hat, heißt es in bezug auf die Mutter Maria:

"Hätte niemand Sünd begangen, so wäre das unergangen,

was Gott mit dir getan, hättest nicht ewiges Lob empfahn."

Und nun Manns ironisch-parodistischer Zusatz:

"Frau, vergib, daß ich scherze in all meinem Schmerze!"

Das Gregorius-Motiv begegnet uns schon im "Dr. Faustus". Adrian Leverkühn macht da aus der Legende ein musikalisches Puppenspiel, und er tut es "nicht ohne einen Einschlag von Bosheit und auflösender Travestie." Von Bosheit ist im "Erwählten" freilich nichts zu spüren, aber das parodistische Element lächelt uns aus jedem Satze an. Im "Erwählten" sind "lyrische Einschläge" daher am wenigsten möglich, denn die Parodie ist – wie eingangs schon festgestellt – primär unlyrisch, ja: antilyrisch!

Daß er "lyrische Einschläge" in seiner Prosa, die ja – nicht nur im "Erwählten" – geprägt ist von ironisch-parodistischer Distanz, überhaupt für möglich hielt, erinnert noch einmal daran, wie weit er von einer echt-unmittelbaren Lyrikvorstellung entfernt war.

Die hier zusammengetragenen Details lassen einen großen epischen Dichter als 'lyrisch wenig begabt erscheinen. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß dieser "Mangel" zugleich seine Größe als Erzähler ausmacht. Denn gerade das, was wir hier als unlyrisch und antilyrisch feststellten, also Parodie und ironische Distanz, geben seiner Diktion, seinem Stil, seiner Erzählhaltung jenen unverwechselbaren Charakter hoher Kunst, den wir an ihm schätzen und lieben. Ironie und Parodie sind ja bei Thomas Mann nicht Elemente von Überheblichkeit, oberflächlicher Selbstgenügsamkeit, sondern Formen eines letztlich tiefen Humors, der aus den nie versiegenden Quellen menschlicher Unzulänglichkeit schöpft.

# KRITISCHE BLATTER

#### MIT MISSVERGNÜGEN NOTIERT

"Leben wir in einer Blütezeit der Lyrik oder zerfällt sie? Beide Meinungen sind zu hören. Eines aber steht fest: Auch Wilhelm Lehmann oder Georg Britting werden nur gerühmt, nicht gelesen. Die Frage bleibt offen, ob das an ihnen oder an dem Deutschen von heute liegt..."

Fragen, Meinungen und Behauptungen, wobei sogleich in die Augen springt, daß dieses Fragen und Behaupten sich hier als Ausdruck besonderer geistiger Energie vorstellen möchte. Verräterisch schon das erste Wort. Nicht ob wir gegenwärtig gute oder beachtliche Lyriker haben, wird gefragt, sondern ob wir in einer Blütezeit der Lyrik "leben": als ob dies unser aller vordringlichste Daseinssorge sei! Auf diese Weise wird ein resoluter Ernst des Fragens durch eine kleine sprachliche Manipulation mühelos vorgetäuscht. Leider weiß man nicht, wie die Situation wirklich ist. Immerhin und glücklicherweise kann der Autor unseres Textes jedoch auch das Gegenteil von Blütezeit als einen hochdramatischen Vorgang ausgeben: verhält sich's nämlich so, dann haben wir heute nicht etwa mittelmäßige Gedichte, nein – die Lyrik (oder ist es die Blütezeit?) "zerfällt". Schon glauben wir mit dem Verfasser, der nur einen Augenblick und frageweise sich in Blütenträumen wiegen durfte, den donnernden Zusammensturz großer lyrischer Strukturen zu vernehmen.

Wie gesagt: man hört beide Meinungen (beileibe nicht auch eine dritte, mittlere, denn sonst würde das Pathos verdampfen) und muß die welthistorische Frage vorerst offen lassen. Dann aber, inmitten dieser großen Ungewißheit, ist die Zeit für eine entschiedene Behauptung gekommen: Lehmann oder Britting werden nur gerühmt, nicht gelesen, dies stehe fest. Die Subjekte, welche diese Dichter nicht lesen, verdämmern in diesem Satz im Hintergrund; so kann der bescheidwissende Verfasser des Textes am bequemsten über sie verfügen. Noch einmal - an wem mag es wohl liegen? - muß er dann eine Frage unbeantwortet liegen lassen, doch tritt als Entschädigung für den Leser in das Tor der offenen Frage sogleich ein seltsames Fabelwesen ein: der Deutsche von heute. Mit Erstaunen sehen wir dieses Lesebuch-Geschöpf, fragwürdigstes Destillat aus Millionen Einzelwesen von höchst verschiedenen Interessen und Anschauungen, gleichsam im Paradeschritt die Bühne betreten. Mit Befremden stellen wir fest, daß diese Fiktion auf ihr agieren möchte; denn eine Seite weiter heißt es in unserem Text: "Der Deutsche unserer Tage begreift Motoren, chemische Reihen, Sozialversicherungen ..."

Sollte im Umkreis dieses denkwürdigen Fabelwesens nicht noch manches Merkwürdige aufsprießen? Wir brauchen nicht lange zu suchen. Einmal, so heißt es, hätten "wir Deutsche" uns der Dichtung aufnehmend zugewandt. Dann aber änderten sich die Zeiten: "Der erste Weltkrieg verbrauchte,

scheint es, diese Fähigkeit zur schöpferischen Aufnahme; das Jahr 1933 tat ein übriges; das Jahr 1945 gab den Rest. Wir sind ins Sternbild der Politik geraten und mögen zusehen, wo wir bleiben."

Die wahren Subjekte werden verschwiegen, an deren Stelle treten die schlechten Verallgemeinerungen – der Deutsche von heute – und Pseudo-Subjekte. "Das Jahr 1933 tat ein übriges"–: warum so schamhaft und zögernd? Jeder vernünftig Denkende kann dem annoch ungenannten Verfasser dieser Sätze Auskunft über die Täter des Jahres 1933 geben; jeder nur halbwegs Orientierte kann den Abgrund aufdecken, der in dem Zitat mit der Floskel "ein übriges" geflissentlich verhüllt wird! Aber nicht genug: "das Jahr 1945 gab den Rest." Den Rest wovon? Will man uns die famose Ansicht einflößen, das Jahr 1945, in welchem die Hitler, Himmler und Goebbels von der Bildfläche verschwanden, habe uns jenen Rest noch verabreicht, den die vorausgegangenen zwölf Jahre der Unmenschlichkeit uns erspart hatten?

\*

"Man hat als einen Grund für die zögernden Bemühungen der jüngeren Lyrik angegeben, daß durch die Jahre 1933 und 1945 bei uns Deutschen die Brücken von Generation zu Generation einstürzten. Ohne Zweifel entstand aus der Vereinsamung unserer Dichterreihen manches Widrige und keineswegs bloß für die jeweils Unliebsamen."

Halten wir am Rande fest, daß hier "durch" Jahre Brücken einstürzen und Dichterreihen vereinsamen – immerhin nicht alltägliche Vorkommnisse. Schwerwiegender indes ist die Tatsache, daß auch hier der Autor die entscheidenden Ereignisse und die Unterschiede zu verschleiern versucht. Das Geschehen des Jahres 1945, so gibt man uns wiederum zu verstehen, sei jenem des Jahres 1933 vergleichbar: "manches Widrige" habe sich da ereignet. Einmontiert in diese verfälschende Aussage ist dann noch der mit Nachdruck vorgebrachte Hinweis, daß keineswegs nur die "jeweils Unliebsamen" zu leiden gehabt hätten. Mit anderen Worten: der Autor unseres Textes will uns sagen, daß auch die literarischen Nutznießer des Jahres 1933 unter dem Gesichtspunkt erfahrener Unbill u. U. durchaus jenen Schriftstellern an die Seite zu stellen seien, die von den Machtergreifern des Jahres 1933 geächtet und aus ihrem Vaterland vertrieben worden sind.

\*

Sapienti sat. Bleibt noch zu erwähnen, daß die Zitate dem Aufsatz "Umstrittene Lyrik" von Ludwig Friedrich Barthel entnommen sind. Erschienen ist der Text in der dritten Folge (1956/57) des Jahrbuchs zeitgenössischer Lyrik "Das Gedicht" (Christian Wegner Verlag, Hamburg). Rudolf Ibel, der Herausgeber dieser instruktiven und wirklich verdienstvollen Veröffentlichung, verdient unser Lob. Es fällt uns auch nicht ein, ihm wegen des Abdrucks dieses aufschlußreichen Textes von Ludwig Friedrich Barthel einen Vorwurf zu machen. Letzteres schon darum nicht, weil er unmittelbar nach diesen falschen und schwülstigen Stilisierungen Barthels einen Brief von

Günther Anders abdruckt, dessen erster Satz zum Schluß hier zustimmend zitiert sei: "... Sie werden ja zugeben, daß in den zehn Jahren, die nach der Katastrophe verflossen sind, bis auf ganz wenige und nicht gerade kompetente Ausnahmen, die Entsetzlichkeit dessen, was wir von Menschen haben erfahren müssen und dadurch über den Menschen erfahren haben, in die deutschsprachige Lyrik nicht eingegangen ist; ebensowenig wie in das andere Schrifttum."

#### GRAZIE DES GEISTES

Federico García Lorca: Dichtung vom tiefinnern Sang. Aus dem Spanischen von Enrique Beck. Insel-Verlag, Wiesbaden 1956. 125 Seiten. 9,80 DM

Mehr und mehr beginnt sich für uns Deutsche das Werk Federico García Lorcas zu erschließen. Als neueste wichtige Publikation hat der unermüdliche Übersetzer des Dichters, Enrique Beck, nun die "Dichtung vom tiefinnern Sang" vorgelegt. Einst, als die "Zigeunerromanzen" bei uns bekannt wurden und man wenig oder gar nichts vom Wesen der Lorcaschen Dichtung und noch weniger von der modernen spanischen Lyrik überhaupt wußte, konnte der Laie versucht sein, in dieser Poesie jenes Folklore herauszuhören, wie man es ohnehin und früher schon mit iberischer Lyrik verbunden haben mochte. Aber der "Romancero Gitano", merkte man bald, war sehr viel mehr als Regionallyrik und romantisch schluchzender, sentimental aufgefaßter Zigeuner-Singsang. Es war ein lyrisches Furioso, dem man begegnete und in dessen Leidenschaft sich Altes und Altersloses spanischer Dichtung gebrochen hatte, in der ebensowohl Maurisches, Frühchristliches wie höchst Modernes anzutreffen war und - wie überhaupt in neuzeitlicher spanischer Verskunst seit Jiménez und Antonio Machado - mindestens die Metaphernsprache des Barocks wieder auftauchte. -Seit jener Begegnung mit Lorca im Jahre der Währungsreform sind eine Anzahl von Büchern in Deutschland und in der Schweiz hinzugekommen und haben das Bild bedeutend vertieft, wennschon nicht verändert.

Die "Dichtung vom tiefinnern Sang" führt ins Zentrum des Lorcaschen Talentes, ins Zentrum seines Dämons. Man trifft auf pure Substanz. Enrique Beck versucht in seinem genau vorgehenden, mustergültig gewissenhaften Nachwort dem Leser nahezubringen, was ihn in den lyrischen Stücken des Buches erwartet. Man findet in diesem Vorwort die entscheidenden Sätze: "Dichtung vom tiefinnern Sang' ist ebensowenig eine Sammlung originärer Verse wie der West-östliche Divan'. Sie ist die Bedichtung eines mit Menschen, Leidenschaften, Konflikten, Gebräuchen, Versen, Liedern, Tänzen, Pflanzen, Tavernen, Tieren, Geräten, Leben, Tod erfüllten Ambientes: Bedichtung von Sängern und (oft von Lorca personifizierten) Gesängen, Instrumenten, Tönen, Gefühlen. Um seinem Wort Rhythmus des tiefinnern Sangs zu verbinden, hat Lorca metrische Gefüge hörbar gelockert, nie aber aufgelöst, die poetische Strukturqualität dieser zum Teil musikantisch-dramatisch gesprochenen Dichtung ist romanisch gemessen, erwogen - ihr Fundament aus alter, dauerhafter Mischung trägt... auch die Bauelemente der Moderne." Dem ist nichts hinzuzufügen. Beck ist ein bis zur Besessenheit gründlicher Interpret Lorcas, der auch das geringste Detail ans Licht bringt, was - angesichts der Unkenntnis der Materie bei uns - freilich auch höchst wünschenswert ist. Dennoch bleibt auch bei diesen - optimalen -Voraussetzungen die Schwierigkeit, den Geist, den sonoren, den erzenen Klang des Spanischen in unsere Sprache überzuführen, mit einem Bild gewissermaßen die ganze Geschichte dieses Bildes seit dem Barock zu vermitteln. Das geht über die Kräfte auch

des hervorragendsten Interpreten. Man muß das wissen und mit in Kauf nehmen. Man muß sich also auf geminderte Schönheit einstellen. Im allgemeinen - auch bei Beck kommt das Spanische in der Übersetzung entweder zu "weich" oder zu "sperrig", zu umständlich, zu abstrakt an. Die virile Eleganz der Laut gewordenen Hispanität ist offenbar nicht wiederzugeben, am ehesten noch an weniger kennzeichnenden Gebilden. Was bei Jiménez, vielleicht auch bei Hernandez oder Alberti möglich erscheint, wird bei Lorca absurd (so ist für mein Gefühl Lorcas berühmte "Klage um Ignacio Sánchez Mejías" überaus diffiziler als die dem gleichen Thema geltende große Elegie Rafael Albertis "Verte y no verte" - "Dich sehen und dich nicht sehen" (1934 - in ihrer intellektuelleren Note).

Die "Poema del Cante Jondo" ist so etwas wie die uralte Artikulierung maurischandalusischer Überlieferung. Es ist der Gesang von der Herkunft der Seele dieses Landes, zugleich volkstümlich, exotisch, orientalisch und mit Zeitgenössischem durchzogen. Es ist, als wenn Steine, Landstraßen, Gärten, Nächte, Blut und Dolche selber Stimme bekommen hätten und mit zauberischen Zungen redeten. Es ist die Stimme einer Landschaft, die Lorca einmal folgendermaßen heraufbeschwört:

Des Ölbaums Gelände entfaltet und schließt sich gleich einem Fächer. Überm Ölgehölz sinkt ein Himmel nieder, und es fällt ein dunkler Regen kalter Sterne. Am Flußgestade zittern nun Schilf und Dämmerschatten. Es kraust die graue Luft sich. Die Oliven sind beladen mit Schreien. Ein Schwarm von Vögeln, von eingefangenen Vögeln, welche ihre langen, langen Schwänze im Düstern regen.

Am Schluß des neuen Lorca-Buches finden sich theoretische Äußerungen Lorcas zum "Cante Jondo", die Ergebnisse spanischer Forschung auf diesem Gebiet erörtern, die Ergebnisse der Studien des Freundes und musikalischen Mentors Manuel de Falla. Die Ausführungen lesen sich spannend. Man merkt: hier wird man an Quellen herangeführt und bis zu jenem Moment hin, in dem sich der wohllautenden andalusischen Kehle der erste Ton, der Grundton, entrang. - Zuvor aber ist man Zeuge eines leidenschaftlich solche Herkünfte umsetzenden lyrischen Dichtens, einer Sprachgewalt, die man nur als orpheisch bezeichnen kann, da sie die Kraft hat, durch Bild und Rhythmus und das Geheimnis poetischer Transfiguration Wirklichkeit zu verändern und hineinzuziehen in eine Inbrunst der Mitteilung, die der verfeinerte Ausdruck ältester geistiger Grazie ist. Ein Gitarrenton wird durchgehalten, der über das Grab dieses großen Dichters Schwingungen mitteilt und der Element geworden ist unter den poetischen Elementen der Weltliteratur.

Darmstadt

Karl Krolow

#### VERHÄNGTE HIMMEL

Edwin Muir: One Foot in Eden. Faber & Faber, London 1956. 84 p. 1086d.

J. C. Hall: Edwin Muir. Longmans, Green & Co., London 1956. 36 p. 28.

Edwin Muir, 1887 auf einer der Orkney-Inseln geboren, blieb lange als Lyriker wenn nicht verkannt, so doch von dem Ruhm jüngerer Dichter überschattet. Erst im Laufe des letzten Jahrzehnts, da die politische Lyrik der Vorkriegszeit und auch die prosodischen Experimente Eliots und Pounds kaum mehr zur Nachfolge lockten, wurde es klar, daß dieser angesehene Kritiker und Übersetzer von Kafka und Broch auch ein selbstständiges, ausgezeichnetes lyrisches Werk geschaffen hatte. Obwohl dieses Werkvon dem 1925 veröffentlichten First Poems

bis zu dem neuen, seinem achten Gedichtbuch – eine ganz seltene Beständigkeit der Formen und Themen aufweist, muß man auch neben den äußeren Umständen die späte Entwicklung Muirs in Betracht ziehen: gerade dadurch, daß seine Kunst langsam und beständig wuchs, war es erst auf Grund der späteren Gedichte möglich, den vollen Sinn und Wert der früheren zu erfassen. Dazu kommt noch die Bescheidenheit, die das Wesen und die Dichtung Muirs kennzeichnet; seine Originalität schreit sich nicht aus, vermeidet alle drastischen Neuerungen und war nie von irgendeiner Mode abhängig.

"The Story and the Fable" hieß der erste Teil von Edwin Muirs Selbstbiographie. Derselbe Gegensatz zwischen Geschichte und Fabel, dem räumlich und zeitlich bedingten Ereignis und dessen Deutung durch das mythische Grunderlebnis gilt auch für seine Gedichte. Es ist nicht von wesentlicher Bedeutung, ob ein Gedicht Muirs - wie viele in der neuen Sammlung - auf überlieferte Mythen anspielt; auch die griechischen, alttestamentarischen und christlichen Gehalte seiner Lyrik dienen ebenso wie die scheinbar ganz neu erfundenen, oft aus Träumen erinnerten, als Symbole für des Dichters eigene Vision. Das Gedicht Prometheus feiert nicht nur die Leiden des alten Helden, sondern dessen Erlösung durch die Leiden Christi. Das prophetische Gedicht The Horses schildert die neue Schöpfung, die auf den weltverheerenden "siebentägigen" Krieg folgen wird: aber die Pferde dieses Gedichts sind auch ienen verwandt, die der Dichter als Kind auf dem Bauernhof seines Vaters mit Schrecken und Bewunderung erblickte, wie er in seiner Selbstbiographie berichtet. Alles persönlich Erlebte hat aber für Muir nur insofern eine Bedeutung, als es sich mit den großen, allgemeingültigen, sich immer wiederholenden Erlebnissen der Menschheit deckt.

Viele der früheren, meist tragischen Gedichte Muirs entwickeln das Thema der Verirrung in Raum und Zeit; sie behandeln Kämpfe, die keinen Sieg erlauben, aber auch keine endgültige Niederlage, Reisen, die nur zum Ausgangspunkt zurückführen. Erst seit der vorletzten Sammlung *The Labyrinth* (1949) herrscht eine neue Stimmung vor. Nachdem dem Dichter in Italien die Bedeutung der Fleischwerdung einleuchtete, fand er den Ausweg des Labyrinths.

In Muirs Spätwerk löst sich die tragische Dualität seiner Vision durch die Verklärung alles Phänomenalen, die Versöhnung von Zeit und Ewigkeit. So in dem Gedicht One Foot in Eden, welches sogar den Verlust des Paradieses gutheißt:

What had Eden ever to say
Of hope and faith and pity and love
Until was buried all its day
And memory found its treasure trove?
Strange blessings never in Paradise
Fall from these beclouded skies.

Die Diktion Muirs ist weder modernistisch noch archaistisch; sie hat die klassische Reinheit und Natürlichkeit, die den visionären Dichter vor dem witzigen oder sentimentalischen auszeichnet. Da sich der symbolische oder allegorische Charakter seiner Lyrik aus dem ganzen Gedicht ergibt, sind die einzelnen Bilder weniger auffallend, oft auch weniger wirkungsvoll, als man es von der zeitgenössischen Lyrik gewohnt ist. Auch die "beclouded skies" von Schottland, zu denen die Gedichte Muirs, trotz seiner langen Aufenthalte in England, Frankreich, Deutschland, Österreich, Italien und der Tschechoslowakei, ständig zurückkehren, sind ja der Bildhaftigkeit ungünstig.

Abgesehen von Muirs 1954 erschienenen Autobiography, die aber seine Dichtungen als solche kaum behandelt, gibt es keine bessere Einführung in sein Werk als die Monographie von dem jungen Lyriker J. C. Hall. Diese enthält eine kurze, aber gründliche und treffende Besprechung von Muirs Gedichten, Romanen und kritischen Essays – auch im Hinblick auf Muirs Verhältnis zu den geistigen und literarischen Strömungen der Zeit –, eine biographische Skizze und eine für den Leser sehr nützliche Bibliographie.

Reading (England) Michael Hamburger

#### GESCHICHTEN OHNE SCHEMA

Hans Bender: Wölfe und Tauben. Erzählungen. Carl Hanser Verlag, München 1957. 152 Seiten. 7,80 DM

Hans Bender, 1919 geboren, bekannt geworden als Herausgeber der "Konturen", der nun jährlich erscheinenden "Jungen Lyrik", als Mitherausgeber der "Akzente", durch Erzählungen, denen man in Zeitungen und Zeitschriften begegnen konnte, sowie durch einen Roman und still-moderne Lyrik, hat in diesem Band zum erstenmal eine größere Anzahl seiner Geschichten zusammengefaßt. (Vier Stories waren vor einigen Jahren unter dem Titel "Die Hostie" erschienen.) Was ist das Eigentümliche der hier anzuzeigenden Arbeiten? Beginnen wir, um einen Ansatzpunkt zu finden, mit einigen Sätzen, die eine der Gestalten der Erzählung "Die halbe Sonne", ein Dichter, sagt: "Ich will Geschichten schreiben, die keinen Anfang und kein Ende haben, die nicht der Dichter macht, sondern die die Figuren der Geschichte selber machen." Wie ist das möglich? "Der Dichter lockt seine Figuren in einen Garten. Er dreht hinter ihnen den Schlüssel um und linst durch die Gitterstäbe hinein, wie sie's treiben." Diese Sätze enthalten Benders methodischen Grundsatz, sie geben einen deutlichen Hinweis auf das Strukturgesetz seiner Erzählungen, das sie innerlich zusammenwachsen läßt. Aus der Tatsache, daß der Erzähler sich nicht in den Vordergrund drängt, sondern so weit wie möglich hinter das Erzählte zurücktritt, ergibt sich die Form der Geschichten. Sie sind nicht in sich "rund", sondern "offen", sie haben die notwendige Unabgeschlossenheit, so daß sie jeweils über sich hinausweisen. Sie erzeugen im Leser eine Bewegung, die mit dem Ende der Lektüre nicht abbricht, sondern ins Unausgesprochene weiterführt. Die Weise der Komposition: die Bilder, die Augenblicke, Gewesenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges miteinander verklammern, stehen mosaikartig nebeneinander. Das innere Thema wird deutlich in der Art, wie sie sich zusammenfügen.

Sprachlich hat Bender - das gibt dem Band mit seine Geschlossenheit - einen eigenen Ton, Kennzeichnend für seine Prosa ist, daß er mit sparsamsten Mitteln arbeitet, behutsam und zugleich griffsicher. Das gibt seiner Sprache, die eine hohe Sensibilität verrät, die Verhaltenheit und Durchsichtigkeit. Es geht ihm um eine "prāzise Registrierung" (das Stichwort steht in einem Aufsatz Benders, der unter dem Titel "Worte, Bilder, Menschen" in den "Akzenten" erschien und in dem er die "Anstöße" zu seinen Erzählungen aufspürt), um die Registrierung der Wirklichkeit unserer Jahre, unseres Lebens in diesen Jahren, ein Vorgang, bei dem es immer neu schon Vor-Formuliertes zunächst zur Seite zu schieben gilt, der verbietet, eine gewohnheitsmäßige Schreibweise zu übernehmen, der eine immer neue Anstrengung erfordert. Aus der Registrierung erwächst Poesie, ein Zauber, der zunimmt, je genauer man in die Erzählungen hineinhört. Es sind einfache Worte, aus denen sie sich aufbauen. Die Sprache ist nicht "überhöht". Aber die vertrauten, alltäglichen Sätze, die wir selbst sprechen könnten, sind - dank der Feineinstellung des Bewußtseins des Erzählers - so aufeinander hingeordnet, daß unversehens im Leser Visionen möglichen Daseins entstehen. Zu beachten ist außerdem, wie nuancenreich die Sprache dieser Erzählungen bei aller Schlichtheit ist; wie gesehen die Dinge sind. Dem Buch vorangestellt ist der Rat eines Redakteurs für Erskine Caldwell: "Geh nach Hause und schreibe über Sachen, die sich vor deinen Augen abspielen!" Man trifft auch auf Zeilen, die hart am Gedicht sind: "Die Odenwaldberge, blaue Sessel, in denen die Wolken sich schaukelten." Oder: "Der Dom, eine rote Faust von Ouadern." Solche Bilder leuchten stark, weil sie ökonomisch verwendet werden.

Die Erzählungen sind in jeweils neuer Weise angelegt, kein Schema wird erkennbar. Sie haben "Welt". Die einzelnen Figuren gewinnen Leben, Gestalt, haben charakteristische Einzelzüge. Die "Haut der Bilder" atmet. Kinderzeit, Krieg, erste Nachkriegsjahre, unsere Tage geben die Themen.

Mehrere Arbeiten gestalten Erlebnisse aus Krieg und Gefangenschaft, wie etwa "Ilias Tauben", "Schafsblut", "Der Brotholer", "Die Wölfe kommen zurück" ist schon bekannt geworden, gemeint sind die Wölfe. die aus den Weiten Sibiriens zurückkehren. weil sie den Frieden wittern. In "Die Schlucht" spricht ein toter Soldat: "Ich bin ein junger Toter. Zehn Stunden bin ich tot. Meine Augen stehen offen, ich erinnere mich, ich denke, ich sehe die Wände der Schlucht und den Himmel in der Farbe des Abends." Erinnerungen an Kindheitserfahrungen enthält "Das Nachbarhaus". Eines der schönsten Stücke ist "Die halbe Sonne". Die "Nacht vor Cefalu" ist fast ein Gedicht in Prosa.

Karlsruhe

Walter Helmut Fritz

#### HEMINGWAY UND DER TOD

Ernest Hemingway: Tod am Nachmittag. Aus dem Amerikanischen von Annemarie Horschitz-Horst. Rowohlt Verlag, Hamburg 1957. 312 Seiten mit 81 Abb. 26,— DM

Die Stierkampfarena war für Ernest Hemingway im Jahre 1932 der "einzige Ort, wo man Leben und Tod sehen konnte, das heißt gewaltsamen Tod, da die Kriege vorbei waren". In dem Buch, das er dann über den Tod schrieb, den er dort viele hundertmal beobachtet hat, erörtert er aber nicht nur die Voraussetzungen und Regeln des Stierkampfes, sondern auch die der Schriftstellerei, da er niederschreiben wollte, "was wirklich bei einer Handlung geschieht; was es tatsächlich war, was die Emotion, die man verspürte, hervorrief". Er versuchte das zu lernen, "indem er mit den allereinfachsten Dingen begann, und eines der" - wie er meinte - "allereinfachsten Dinge und das fundamentalste ist der gewaltsame Tod". Wenn diese Betrachtungen nun 25 Jahre später auch nach Deutschland kommen, erkennen wir schärfer als der damalige Leser, inwieweit Erfahrungen des Lebens und des Schreibens für Hemingway identisch sind,

und auf welchem Hintergrund der inzwischen vertraute Hemingway-Mythos gewachsen ist.

Etwa in der Mitte dieses nahezu 300seitigen Essays, in dem eingeschobenen Kapitel "Eine Naturgeschichte der Toten" (das Hemingway offenbar für so wichtig hielt. daß er es später in die "49 stories" aufnahm), sagt er vom Tod auf dem Schlachtfeld: "Das erste, was einem an den Toten auffiel, war, daß sie wie Tiere starben, wenn sie schlimm genug getroffen waren. Ich weiß nicht, aber die meisten Menschen sterben wie Tiere und nicht wie Menschen." Mit einem solchen Blick, den er einmal den Blick des "Naturforschers" nennt, betrachtet er auch den Tod in der Arena. Hemingway erkennt zwar, daß der Stierkampf kein Sport im angelsächsischen Sinn des Wortes ist; "das heißt er ist kein gleichwertiger Wettkampf oder der Versuch eines gleichwertigen Wettkampfes zwischen Stier und Mann. Vielmehr ist er eine Tragödie: "Der Tod des Stiers", die von dem Stier und dem beteiligten Mann mehr oder minder gut gespielt wird und die für den Mann Gefahr enthält, für das Tier jedoch den sicheren Tod." Aber bei diesen "sachlichen und interessanten Fakten" bleibt er stehen, ohne in dieser Tragödie den Opferritus zu sehen, ohne sie als Mysterium begreifen zu können, in dem das Tier die Rolle des Menschen spielt, und der kämpfende Mensch die Rolle einer Gottheit übernimmt. Denn indem der Mensch sich in der Arena zum Verhängnis eines anderen macht, rächt er sich dafür, selbst im Joch des Verhängnisses zu gehen. Er weiß, daß er den Tod vollziehen wird, und verbirgt sich auf diese Weise seinen eigenen Tod für eine kurze Spanne. "In den Grenzen einer ausschließlich immanenten Auffassung vom menschlichen Leben und vom menschlichen Tod", sagt Paul Ludwig Landsberg in seiner Studie über 'Die Erfahrung des Todes', "kann es wohl kaum ein in umfassenderer Weise symbolisches Mysterium geben als den Stierkampf. Dies eine Mal erschafft sich der Mensch den Glauben, Sieger zu sein, indem er sich zum vollziehenden Bundesgenossen des unbesieglichen Feindes macht. Aber im Grunde seiner Seele weiß er nur zu gut, daß der Stier er selber ist, daß die stoische Übermenschlichkeit des Matadors eine Fiktion ist, und daß dieser Kampf mit seinem tragisch vorausbestimmten Ausgang der Kampf des Menschen selber ist. Und doch verzweifelt der Mensch nicht vor einer solchen Wahrheit. Er kann aber seine Hoffnung nur dann erfüllen, wenn es trotz allem die Möglichkeit eines ungespielten, eines wahren Sieges über den Tod gibt." Davon weiß Hemingway nichts mehr. Er erkennt noch ein "spirituelles Hochgefühl" des Matadors im Augenblick des Tötens, deutet es aber allein aus der "heidnischen Tugend" des Stolzes. Die stoische Haltung des Matadors kann für ihn nicht zur Fiktion werden und nicht die Verzweiflung metaphysischer Einsicht erreichen. Der Akt des Tötens bleibt bei ihm eine blinde "Rebellion" gegen den Tod. Wer Menschen wie Tiere sterben sieht, kann Tiere nicht wie Menschen sterben sehen.

Es ist Hemingway aber tatsächlich mehrere Male gelungen, das Töten so darzustellen, daß der Leser Emotionen verspürt, als hätte er diesem Schauspiel beigewohnt. Der Tod wird jedoch nirgends erfahren. Hemingways reduzierter Wortschatz und die abgemagerten Sätze seines Stils scheinen einem verkümmerten Begriff des Todes zu entsprechen. Die Faszination, die unbestreitbar fast von jedem seiner Sätze ausgeht, wird von der Beklemmung der Leere, der Einseitigkeit, oder - theologisch definiert - der Diesseitigkeit hinter ihnen bewirkt. Daß zu einer solchen Welt aber nicht nur die christliche ein Gegenbild bietet, beweist gerade der Stierkampf. Hemingways Welt ist ohne Transzendenz. Er leugnet diese nicht, er sieht sie nicht. Und die tiefe Melancholie, die alle seine späteren Figuren unvergeßlich macht - Jordan, Oberst Cantwell und den alten Mann -, ist die Melancholie der Blindheit gegenüber dem Verhängnis, die Blindheit, die im Stierkampf so grandios und einmalig überwunden wird.

Wie für Hemingways Todesbegriff das auf-

schlußreichste, ist der "Tod am Nachmittag" auch unter allen seinen Büchern das persönlichste und leidenschaftlichste. Es knistert von Bosheiten und Ausfällen gegen Schriftstellerkollegen, die oft witzig, wenn auch fast nie gerecht sind. Es strotzt von scharfen Beobachtungen über Tierliebhaberei, Stolz, Mut und Feigheit, Liebe und irdisches Glück, die mit zähneknirschend männlichem Ton vorgetragen werden. Aber man kennt Hemingways Kraftmeierei und wird nicht erstaunt sein, wenn er sich recht rüde mit einer alten Dame unterhält, die er eigens zu diesem Zweck in sein Buch einführt und dann nach Gebrauch kurzerhand wieder "hinauswirft". Dazwischen stehen unvergeßliche Schilderungen von Madrid. Aranjuez oder unbekannten Plätzen und Kneipen und Menschen, von Bildern Grecos, Goyas und Velasquez'. Es ist erstaunlich, wie Hemingway es verstanden hat, einen theoretischen Stoff, der dazu noch den meisten seiner Leser fremd sein mußte, lebendig, anschaulich und spannend zu machen. Und so hat er mit dem "Tod am Nachmittag" sich nicht nur mehr als irgendwo sonst enthüllt, sondern auch eines der besten nichtspanischen Handbücher des Stierkampfes und eines der Bücher über Spanien geschrieben, in denen der Geist und die Atmosphäre dieses eigentümlichen, verschlossenen Landes am unmittelbarsten zu spüren sind.

Frankfurt a. Main

Fritz Arnold

#### IM DIENST DES HELDEN

Saul Bellow: Die Abenteuer des Augie March. Roman. Aus dem Amerikanischen von Alexander Koval. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1956. 775 Seiten. 19,80 DM.

Dieses wirklich außerordentliche Buch hat als bedeutendstes Werk des Jahres 1954 den amerikanischen Literaturpreis "National Book Award" erhalten, und der Leser wird ohne weiteres zustimmen: sicher mit Recht. Aber dann liest er auf dem Buchumschlag, der ihm die erwähnte Ehrung mitteilt, weiter und erfährt, daß Saul Bellow sich auf die Ahnenschaft eines Cervantes, Rabelais, Lawrence Sterne, Grimmelshausen und Gontscharow berufen könne, daß mit seinem Buch – es ist ein Erstlingswerk – Amerika in diese Reihe erlauchter Namen eintrete, und er kann nur den Kopf schütteln: hier sind die Maßstäbe hoffnungslos durcheinandergeraten.

Was bringt das Buch? Mit einer außerordentlich plastischen Erzählkraft wird das Leben des aus dem untersten Chicagoer Einwanderermilieu stammenden Augie March durch alle Schichten des amerikanischen Lebens der dreißiger Jahre bis nach dem Ende des zweiten Weltkriegs berichtet. Der Roman ist in Ich-Form gehalten und sicherlich weitgehend autobiographisch. Für den an der Kenntnis Amerikas Interessierten enthält er eine Überfülle von authentischem Material, und man fragt sich angesichts dessen, was man hier erfährt, warum die Gelehrten des "social research" denn oft so merkwürdig abstrakt vorgehen und dadurch zu mehr philosophisch amüsanten als soziologisch zutreffenden Resultaten kommen, wenn doch gerade das amerikanische Leben so reich ist an konkreten Problemen, die sich etwa aus der ganz verschiedenen Weise ergeben, wie sich anscheinend die verschiedenen nationalen Gruppen (Polen, Juden, Italiener usw.) ihren Platz in der amerikanischen Gesellschaftsstruktur erkämpfen. Das Leben Augie Marchs und seine Wiedergabe im Roman untersteht auch einem bestimmten, sagen wir einmal philosophischen Gesichtspunkt: es soll als Beispiel eines Lebens gelten, das wert ist, gelebt zu werden. Darüber macht sich der Autor immer wieder - und manchmal an recht überraschenden Stellen - Gedanken. Er kommt zu der Erkenntnis - die ihm meistens von Anderen beigebracht, gewissermaßen auf den Kopf zugesagt wird -, daß er für die "Opposition", manchmal nennt er es auch Freiheit (es ist im wesentlichen das Bedürfnis nach einer unbedingten freien Verfügung über sich selbst), prädesti-

niert ist. In dieser Hinsicht ist sein Lebenslauf von bewunderungswürdiger Konsequenz, Konsequent ist es unter diesem Gesichtspunkt auch, daß Bellow seinen Roman mit einer derartigen Ausschließlichkeit auf Augie March, also sich selbst, zentriert hat. Manchmal wirkt das fast manisch, Hinzu kommt, daß er das zentrale Ich bewußt noch so eng faßt, daß eigentlich alle Personen des Buches, so echt und wirklich rund und lebendig sie vor uns stehen, nur in bezug auf Augie March, ja fast möchte man sagen: nur in bezug auf die Körperlichkeit Augie Marchs -"mein Körper, der vielleicht alles ist, das ich bin", erkennt er an einer anderen Stelle -Wirklichkeit und Bedeutung haben, In diesem Punkt wird am deutlichsten der himmelweite Unterschied zu jenen erwähnten literarischen Ahnen, die man ihm zuerkannt haben möchte. Während diese sich selbst, also ihr Ich oder ihr potentielles Ich, präsentieren, um damit Welt - eine Gesellschaft, eine Zeit oder Welt schlechthin - deutlich zu machen, bringt Bellow umgekehrt Welt nur ins Spiel - und zwar wunderbar ins Spiel, zugegeben! -, um seinen Helden Augie March, also sich selbst, zu illustrieren. Wenn man unbedingt eine literarische Parallele für sein Buch finden muß, so würde man eher an einen Autobiographen des 18. Jahrhunderts, etwa Rétif de la Bretonne oder gegebenenfalls den Rousseau der "Bekenntnisse" denken müssen. Wenn das Buch Bellows freilich so viel reicher wirkt, so deswegen, weil sich sein Leben eben durch eine viel reichere, eine aus tausend Möglichkeiten sich erst bildende, brodelnde, neue Gesellschaft hindurch vollzieht. Seine enge, nur auf den einzigen Augie und seine Illustration abgestellte Art bringt es mit sich, daß interessante und objektiv höchst aufschlußreiche Persönlichkeiten wie etwa Frazer jeweils nur am Rande erscheinen, während die verschiedenen Damen aus Augies Liebesleben mit einer Ausführlichkeit dargeboten werden, die - so geht es besonders in der mexikanischen Episode stellenweise ermüdend wirkt.

Wollte man die Berichtigung der vom Verlag so großzügig angebotenen literarischen

Ahnenschaft auf die Spitze treiben, so käme man gelegentlich fast in Versuchung zu sagen, der Held von Bellows Roman nähere sich hie und da fatal den Schlafwagen-Helden eines Dekobra - was natürlich eine Ungerechtigkeit wäre, denn allein die sprachliche Bewältigung des Stoffes zeigt, daß bei Bellow eine tatsächliche und bedeutende literarische Qualität vorliegt. Bliebe also der Blick auf die Sprache, die für Art und unbestrittenen Wert des Werkes ebenfalls höchst aufschlußreich ist. Es gibt in der modernen Literatur ein Buch, das sich nach seiner Anlage mit dem Roman Saul Bellows vergleichen ließe - man möge verzeihen, daß die Vergleichsfreudigkeit des Buchumschlags auch bei dem Rezensenten einige Assoziationen ausgelöst hat -, das ist Célines "Reise ans Ende der Nacht". Céline hat sich zur Bewältigung seiner Aufgabe bewußt eine neue Sprache, ausschließlich auf dem Unterweltsjargon basierend (und diesen untertreibend), geschaffen. Demgegenüber geht Bellow eklektisch vor: er benutzt alle Möglichkeiten der Sprache von anspruchsvoller literarischer Gesuchtheit bis zum energisch zupackenden Slang, holt sich Bilder aus allen Sphären von Wissenschaft, Kunst, Natur, Technik und Gesellschaft, bringt sie treffend ins Spiel, bringt Raffungen und Kürzungen von hinreißendem Schwung, intensiviert mit seiner Sprachkunst auch die abgegriffensten Themen, auch neue Wortprägungen werden glücklich erfunden, also zweifellos eine Leistung, nur: er schafft nicht Sprache, wie das andere Autoren der Zeit - auch amerikanische - tun, er mobilisiert sie lediglich in einem ungewohnten Maße. Die Übersetzung von Alexander Koval hat gerade diese Qualitäten sehr glücklich heraustreten lassen. während sich freilich in den syntaktischen Niederungen manches Unausgeglichene findet, so daß man sich fragt, ob die Verwechslung von "daß" und "das" an drei Stellen des Buches nur ein Druckfehler oder die Folge einer gewissen Sorglosigkeit ist. Auch daß gelegentlich amerikanische Konstruktionen belassen wurden, gehört wohl hierher. Aber auch diese Einwände sollen dem Rang des Buches nicht zu nahe treten. Es sei lediglich nochmals darauf verwiesen, daß auch ein außerordentliches und ein außerordentlich gutes Buch nicht zur Verkennung der Maßstäbe führen darf, dazu liegt kein Anlaß vor. Genau so wenig übrigens zu der Annahme, mit diesem Buch habe man das Phänomen Amerika gebannt - es handelt sich tatsächlich nur um einen bestimmten Sektor des neuen (und beängstigenden) Universums Amerika.

Mainz Walter Heist

#### LAND DER TRÄUME

André Dhôtel: Das Land, in dem man nie ankommt. Roman. Aus dem Französischen von Hermann Stiehl. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1957. 288 Seiten. 14,80 DM

Es wohnt da mitten in den wald- und mythenreichen Ardennen ein Schulmeisterlein, halb Wuz, halb Heide - ein Musterschulmeister, wie berichtet wird, geliebt von den Schülern, geachtet von den Kollegen, und schreibt, schreibt; schreibt still vor sich hin. Ein Dutzend Romane seit 1929, dazu ein Bändchen Gedichte, ein Stück, das Barrault aufführte, zwei Essays über Rimbaud. Das ist André Dhôtel.

Mit einemmal fällt helles Licht auf ihn. Er erhält einen der großen, der bedeutenden und weithin wirkenden Literaturpreise und gerät so ins Scheinwerferlicht des Literaturbetriebs. Auf lage des preisgekrönten Romans in Frankreich 160 000. Und bei dieser Gelegenheit wurde er auch von den Deutschen entdeckt und übersetzt.

Nun, dieser Ardennerwald scheint wirklich ein Land der Träume und der Poesie zu sein. Dorther kommt das Märchen von Reineke Fuchs und die Geschichte von den vier Haimonskindern; dorthin verlegt Shakespeare sein "Wie es euch gefällt". Und aus den Ardennen stammen Verlaine und Rimbaud... Aus den Elementen des Märchens, der Poesie und des Traumes ist auch André Dhôtels Roman "Das Land, in dem man nie ankommt" gemacht.

Ein armer Junge, Gaspard, Sohn von fahrendem Jahrmarktsvolk, lebt bei seiner Tante im "Großen Hirschen", im kleinen Ardenner Waldstädtchen; ein einsames Kind, dem von der Geburt her schon das Omen anhaftet, es löse überall, wohin es komme, Katastrophen aus. Es geschehen in der Tat seltsame Unglücke, und der Glaube, in ihm sitze ein böser Dämon, erhält immer neue Nahrung. Jedenfalls sitzt so etwas wie Unruhe in ihm. Eines Tages begegnet ihm ein anderes Kind, das von Hause - in Amsterdam - ausgerissen ist, um "sein Land" zu suchen; blond, blauäugig, mit strahlendem Auge, wild. Gaspard hilft ihm bei der Flucht weiter, es wird aber dennoch eingefangen. Und nun beginnt erst die unwahrscheinliche, die märchenhafte Geschichte, das Abenteuer Gaspards. Nicht daß er es gesucht hätte. Er war ganz zufrieden daheim. Die Spaziergänge im Wald boten ihm genug Stoff zum Träumen. Aber da kommt ein Schecke, ein anscheinend gleichfalls ausgerissenes und wildes Pferd, und entführt ihn. Es setzt ihn auf die Spur des kleinen blonden Flüchtlings, bringt ihn zu Leuten, die so verrückt sind, daß sie ihn weiter in das Abenteuer hineinlotsen, ohne es zu wollen oder zu wissen; zu Baisemann, dem Friseur, dem absurden Theodule Residore, zu Niklaas und seinen kleinen Musikanten. So gerät Gaspard schließlich als blinder Passagier auf den Dampfer, der Helene, jenen blonden Ausreißer, nach den Bermudas bringen soll, damit er nicht weiter nach seinem "Lande" suche. Nach allerlei Unfällen gelangen sie beide wieder nach Amsterdam, werden wieder getrennt, finden erneut zusammen und so fort. Gaspard hilft ihr bei der Suche nach der eigenartigen Heimat, wo es Palmen und Apfelbäume und schwarze Erde geben soll; und schließlich findet Helene ihre Mutter - Mama Jenny - wieder. Auf einem Karren des alten Niklaas und seiner Musikanten, auf dem auch Theodule, Helene, Gaspard sitzen und den der wilde Schecke zieht, wohin er will, fahren sie auf den Kirmesplatz, auf dem Mama Jenny vor

einem Wohnwagen Backwerk verkauft. Und als sich auch Gaspards Eltern "zufällig" einstellen, kann die Reise weitergehen in das Land, in dem man nie ankommt.

Es findet sich alles, was wir von Märchen und Wundergeschichten wissen: Fluchten, Verkleidungen, Entführungen, Entbehrungen und ihre Belohnungen; der wilde Schecke als Freund der Bedrängten; ein friedlicher Bär; böse Frauen und böse Sekretäre, die die zivile Ordnung vertreten; Schlösser, in denen barocke Schloßherren. burleske Mäzene und reiche Käuze wohnen. Palmen, Apfelbäume, schwarze Erde; es findet sich die Verworfenheit der Reichen wie das ehrliche Pathos der Armen; Farben, Töne, Bilder, viel Himmel; ein Geschehen, das sich ohne das, was wir den "Zufall" zu nennen pflegen, nicht ereignen würde, das aber seine eigene innere Gesetzlichkeit

Als das Buch den Feminapreis erhielt, schrieb Germaine Beaumont, die Präsidentin und Colette-Biographin, ihnen, den elf Schriftstellerinnen, sei das Buch von Dhôtel willkommen als "Reaktion gegen den Pessimismus, gegen die Literatur ohne Hoffnung", das Buch sei "so einfach, frisch und spontan, daß man bei flüchtiger Lektüre glaube, es sei nur für Kinder geschrieben. Dies aber ist nur ein Schein... Ich meinerseits hätte es nicht fertiggebracht, irgendeine Summa des Elends und Schreckens Tausenden von Lesern anzubieten, die von einem Buch so etwas wie ein Heil erwarten."

Es mag sein, daß auch den Autor selbst dieses Ethos beschwingt. Sicher ist, daß er weder nach eisernen Moralgesetzen predigt noch nach unbeugsamen Ingenieurgesetzen konstruiert, sondern erzählt. Das Buch ist erzählt, schlicht, nicht markant, und die Figuren sind nicht gemeißelt, sondern eher mit Pastell gezeichnet. Das Licht ist zwar hell, aber nicht von strahlend blauem Himmel, sondern eher von einem bedeckten. Die Schatten sind weich, nicht schlaghart. Und an Sentimentalität ist gerade die Dosis darin, die uns alle befällt,

wenn wir von dem Land reden, in dem wir nie ankommen. Was dem Buch fehlt, ist noch jene mündliche Tradition, die die Märchen kennen, die Tradition der Vorleser, die die eine oder andere kantige Stelle abschleifen; denn natürlich ist dieses Buch ein richtiges Vorlesebuch, wie selten eines.

Mainz

Hans Naumann

#### AMERIKA ALS VISION

The Letters of Thomas Wolfe. Edited by Elizabeth Nowell, Charles Scribner's Sons, New York 1956. 797 p. 10,—\$

Achtzehn Jahre nach dem Tode Wolfes, nach den bewegten Konfessionen seiner Romane, folgt nun die Konfession dieser Briefe, welche, nicht weniger bewegt, die Geschichte des Hungers nach Leben in diesem Dichter und, aus der Gegebenheit des Augenblicks, die bekannten Motive seiner stark autobiographischen Romane noch deutlicher ins Blickfeld rücken. Es sind Wolfes Briefe an die Geschwister, Freunde und Bekannte, an seine Lehrer und Kritiker, Verleger, Schriftsteller und Dichter; es sind Hunderte von Briefen, die, oft fragmentarisch, oft nicht abgeschickt, sich über dreißig Jahre hin erstrecken, vom ersten an die Schwester im Oktober 1908 bis zum letzten vom 12. August 1938 an Maxwell Perkins, aus dem Krankenhaus in Seattle, ungefähr einen Monat vor seinem Tod.

Zwischen diesen Daten liegt das Leben eines Menschen, der keine Haut zu haben und nur Nerv zu sein scheint, der in seiner Unsicherheit und isoliert von den anderen, stärker von Europa beeinflußten Schriftstellern seiner Generation von der Manie besessen ist, jede Erfahrung ohne Ausnahme zu absorbieren. So sehr ist er von den Gewalten seiner schöpferischen Welt ergriffen, daß er den Routineverrichtungen des Alltags nahezu hilflos gegenübersteht. Unaufhörlich, in langen Nachtstunden, auf Reisen und in Bars gießt er seine Gedanken und Gefühle aufs Papier, als Verteidigung, Rechtfertigung

und Trost für die Enttäuschungen, die der Alltag ihm bereitet. In der Armut und Hilflosigkeit seines Lebens bleiben die Manuskripte sein einziger Besitz. Alles scheint sich bei Wolfe in Superlativen zu vollziehen und alles wird auf eine Funktion reduziert: auf sein Erleben, sein Denken und deren alles verzehrende Aktivität. Auch die Briefe enthüllen ienes bekannte Grundmotiv seiner Romane, die Sehnsucht dieses Menschen, der, wie Stephen Dädalus, seinen Vater sucht, nicht den verlorenen seiner Jugend, sondern ein "Bild der Stärke und Weisheit, jenseits von Not und Hunger, mit dem sein Glaube und seine Kraft sich vereinigen könnten".

Wolfes Leben beginnt in Ashville, einer Stadt im Süden, und führte weiter zur Universität von North Carolina und dann nach Harvard. Aber je weiter er sich von Ashville entfernte, desto unsicherer wurde er. Als er die Berge seiner Heimat hinter sich ließ, wußte er, daß er nie mehr zurückkehren würde. Er blieb für den Rest seines Lebens der "vagabond writer", wie er sich selbst oft nannte. In Harvard schrieb er die ersten Dramen und steckte seine ersten literarischen Niederlagen ein. Hier stillt er seinen Hunger nach Literatur. Auf Harvard folgte New York, die "Felsenstadt", New York University, wo et unterrichtete, der Washington Square, den er liebte, und die Slums von Brooklyn, wo er jahrelang wohnte. Er schrieb "Schau heimwärts, Engel" und erlebte die ersten Jahre seines Ruhms. Jetzt entwickelte sich eine enge Freundschaft mit Maxwell Perkins, dem scharfsichtigen und gütigen Verleger von Scribners, dem Wolfe einige der schönsten Briefe geschrieben hat. Von New York machte er seine Reisen nach Europa, die ihm immer eine Zeit der Ruhe und Erholung bedeuteten. In Waterloo sah er James Joyce, den er nicht anzusprechen wagte, später, in Paris, traf er Scott Fitzgerald, dieses launische und enttäuschte Kind, das sein amerikanisches Königreich verloren hatte und das sich nun voller Bitterkeit in Europa vergeudete. Wolfe besuchte Deutsch-

land, das er liebte und haßte, lebte in Italien, Frankreich und England und wurde doch immer wieder nach Amerika zurückgetrieben - Amerika, das er gegen Ende seines Lebens endlich gefunden zu haben glaubte. "Endlich habe ich mein eigenes Amerika entdeckt", schreibt er zur Zeit der Entstehung von "Strom des Lebens" an Maxwell Perkins, "ich habe meine Sprache gefunden und glaube auch jetzt meinen Weg zu kennen." Aber kannte er ihn? Oder war es nicht vielmehr so, daß er selbst in seiner Einsamkeit dieses Amerika wurde, das Amerika der zwanziger und dreißiger Jahre, gigantisch, jung, aggressiv, verwirrt und verloren und doch voller Begeisterung für die Zukunft? "Ich glaube, daß wir hier in Amerika verloren sind, aber ich glaube daran, daß wir uns finden werden." Fand er sich? Wohl kaum; denn im Grunde - und die Briefe zeigen dies besonders - blieb er in den kaum zehn Jahren seines Schaffens der erstaunte Junge im Gewand des Gargantua, der in schwelgerischem Überfluß Tausende von Sätzen schrieb mit der gleichen Geringschätzung für Disziplin und Struktur, mit den gleichen Häufungen und Steigerungen, Hyperbeln und Oxymora, die schon seine Romane kennzeichneten. Stets war er auf der Suche nach dem einen Wort, das Sinn und Erfahrung aus der Sphäre des Persönlichen herausheben und verallgemeinern würde. "Sechzigtausend Worte habe ich geschrieben, hunterttausend und mehr!" Dies ist der fast monotone Refrain, der aus vielen der Briefe mit der gleichen Stärke tönt wie die ans Sentimentale grenzende Klage über die Agonie seiner harten Arbeit. Vielleicht hätte die Herausgeberin durch strengere Auswahl solche Wiederholungen vermeiden und eine Anzahl nichtssagender Briefe fortlassen sollen. Doch sind das die einzigen Vorbehalte, die der Leser dieser Sammlung gegenüber anzumelden hat. Die meisten Briefe aber sind großartige Dokumente von der Qual und Begeisterung eines menschlichen Herzens, bis zur Verzweiflung aufrichtig in der Gesinnung, und von einer Wärme und Güte,

die erschüttert. Es sind die Dokumente eines Dichters, der "bis zur Neige und mit letzter Anstrengung" entschlossen war, "diesem Leben, dieser Welt und diesem Amerika seine Vision abzuzwingen, mit einer Ergebenheit, Integrität und Sauberkeit der Absicht, die von keinem bedroht, geändert oder vereitelt werden" konnte.

New York

Edgar Lohner

#### KUNDE VOM DACH DER WELT

Lobsang Rampa: Das Dritte Auge. Ein tibetanischer Lama erzählt sein Leben. Aus dem Englischen von Herbert und Waltraut Fusrey. R. Piper & Co Verlag, München 1957. 315 Seiten. 14,50 DM

Das Ausgefallene, das Abgelegene, das Abseitige steht hoch im Kurs bei unseren Lesem. Tibetanische Lamas, islamische Mullahs und Eskimo-Schamanen sind den späten Bewohnern westlicher Großstädte attraktive Weggenossen, und wo sie sich daran machen, ihre Lebensgeschichte mit eigener Hand aufzuzeichnen, ist ihnen freundlichste Aufnahme gewiß. Die Erfahrung, oft gemacht, bestätigt sich aufs neue angesichts des sensationellen Erfolges der Erinnerungen des tibetanischen Lama Lobsang Rampa, die binnen kürzester Frist in zwölf Weltsprachen übersetzt worden sind und auszugsweise sogar Eingang in unsere Illustrierten gefunden haben. Und vorweg sei nur gesagt, daß solche Akklamation natürlich weder über den Rang dieses Buches noch über die seelische Verfassung des lesenden Publikums etwas aussagt: die Bedürfnisse, die da befriedigt werden, würden sich auch durch die Memoiren von Haremsfrauen orientalischer Potentaten stillen lassen.

Dennoch ist Lobsang Rampa ohne Zweifel ein sehr bemerkenswerter Zeitgenosse, und sein Erinnerungsbuch "Das Dritte Auge" gehört gewiß zu den erstaunlichsten Dokumenten unserer memoirenfreudigen Zeit, die den Weg in die westliche Welt gefunden haben. Einer der zehn vornehmsten Familien Tibets entstammend, wurde der Ver-

fasser schon mit sechs Jahren der Obhut des Staatsklosters Chakpori in Lhasa übergeben, um zum Medizin-Lama ausgebildet zu werden. In der harten Zucht dieses bedeutendsten aller tibetanischen Klöster wird er nicht nur mit der wissenschaftlichen Tradition des Lamaismus vertraut gemacht, sondern auch in jene Bereiche eingeführt, die im Okzident ein wenig verallgemeinernd unter dem Begriff tantrischer Magie zusammengefaßt werden. Als Reinkarnierter verfügt Lobsang Rampa über die Gabe des Hellsehens, die unter der behutsamen und kundigen Anleitung erfahrener Mönche weiter vervollkommnet wird; eine komplizierte Operation, die im wesentlichen in der Durchbohrung des Stirnknochens besteht, erschließt ihm endgültig das "Dritte Auge" und steigert seine divinatorische Hellsichtigkeit in solchem Maße, daß Herkunft, Gesundheit und Charakterveranlagung jedes Menschen klar vor ihm liegen und er aus der strahlenförmigen Aura, die jedes Lebewesen umgibt, seine geheimsten Gedanken und Absichten erkennen kann.

Nur zu verständlich, daß solche Gaben schließlich in den Dienst der großen Politik gestellt werden: schon der Vierzehnjährige muß, hinter einem Wandschirm verborgen, an den Beratungen zwischen dem Dalai Lama und chinesischen und englischen Delegationen teilnehmen und Seine Heiligkeit im Nachhinein über die wahren Absichten der jeweiligen Gesprächspartner informieren. In solcher Mission belauscht er einmal auch ein Gespräch zwischen dem Dalai Lama und dem englischen Tibetforscher Mr. Bell, und diese Bemerkung ist so ziemlich der einzige Hinweis, der Rückschlüsse auf die Identität der auftretenden Personen erlaubt, die vom Autor sonst in peinliches Dunkel gehüllt werden, da er Repressalien seitens der heutigen kommunistischen Herrscher Tibets befürchtet. Jenes Gespräch fand nämlich im Jahre 1902 zwischen dem dreizehnten Dalai Lama Thub-ldan-rgya-mtsho und jenem Charles Bell statt, der drei Jahrzehnte später das ausgezeichnete Buch "The religion of Tibet" geschrieben hat, das noch heute zu

den besten Veröffentlichungen dieser Art gehört. Die Teilnehmer dieser Aussprache dürften also schon vor mehreren Dezennien entsprechend dem tibetanischen Totenritus von Geiern aufgefressen worden sein, und Lobsang Rampas Sorge, ihnen Ungelegenheiten zu bereiten, ist einigermaßen unbegründet. Überhaupt ist die Sorgfalt nicht ganz verständlich, mit der der heute in der westlichen Welt lebende Autor sich jeder Angabe zu seiner eigenen Person enthält; es ist kaum denkbar, daß die Identität eines Mannes dieses Herkommens und dieser Stellung im Priesterstaat der Dalai Lama den chinesischen Kommunisten bleibt. Gesetzt, sie interessieren sich dafür.

Ein wunderlicher Mann, ein wunderliches Buch, Unterhaltsam gewiß im höchsten Maße, Rampa gibt nicht nur über Sitten und Gebräuche tibetanischer Mönche ausführlich Bericht, sondern läßt den Leser auch an astralen Wanderungen teilnehmen, mittels derer er Zeit und Raum überspringt und mit früheren Inkarnationen seiner Wesenheit Bekanntschaft schließt. Man erfährt einiges über tibetanische Kräuter- und Heilkunde, die Kunstfertigkeit lamaistischer Gehirnchirurgen und die abenteuerliche Kunst des Drachen-Fliegens. Nur kann man nicht sagen, daß Rampa unsere Kenntnis von der Glaubens- und Gefühlswelt der Menschen auf dem Dach der Welt sonderlich bereichert; wer sich ein wenig in diesem Felde umgetan hat, wird nicht viel Neues finden. Seit der große Ungar Alexander Csoma de Körös Anfang des vorigen Jahrhunderts die wissenschaftliche Erschließung des Lamaismus einleitete, hat die westliche Wissenschaft auch auf diesem Gebiet erhebliche Fortschritte gemacht, und asiatische Gelehrte wie Lama Anagarika Govinda haben Beiträge zur Interpretation von Bon und Lamaismus geliefert, deren Bedeutung weit über Rampas Buch hinausgeht. Nicht nur. daß Rampa immer da verstummt, wo wichtige Aufschlüsse - etwa über jene lamaistischen Initiationsriten, die von Mircea Eliade in seinem Werk über "Schamanismus und archaische Ekstasetechnik" so eingehend untersucht worden sind – zu erwarten wären; auch wo er sich anschickt, Geheimnisse zu entschleiern, bietet er bestenfalls Simplifizierungen, die der Diffizilität der Zusammenhänge nicht angemessen sind. Zum Beispiel wenn er den "wahren Sinn" der Gebetsformel "Om Mani Padme Hum" mit dem ziemlich summarischen Satz "Heil dem höheren Ich des Menschen!" wiedergibt – eine sehr eingängige und westlichen Ohren gefällige Übersetzung, die von dem komplizierten Inhalt der sechs heiligen Silben allerdings schlichtweg nichts übrig läßt.

Dennoch ein gewiß tief merkwürdiges Dokument lamaistischer Frömmigkeit. Wenn es ein Dokument ist. Rampa beherrscht die technischen Kunstgriffe des angelsächsischen Memoirenschreibers mit solcher Raffinesse, daß sich sein Bericht auf den Seiten des "New Yorker" gewiß gut ausnehmen würde. Sollte es gar in dieser Küche zubereitet worden sein? Zumindest den Gedanken an einen ghostwriter kann man nicht von der Hand weisen.

Berlin

Wolf Jobst Siedler

\* \*

#### ROMANTISCHE MEDIZIN HEUTE

Werner Leibbrand: Die spekulative Medizin der Romantik. Classen Verlag, Hamburg 1956. 423 Seiten. 15,80 DM

Wie viel Theorie und Praxis der Romantik noch - oder wieder - lebendig ist in der heutigen Medizin, gesteht diese sich ungern ein. Jedoch seit zwei Jahrzehnten ist eine gerechte und mithin zustimmende Beurteilung der romantischen Medizin sowohl im historischen als auch im aktuellen Sinne möglich geworden: 1937 veröffentlichte der damalige Berliner Nervenarzt Werner Leibbrand, der inzwischen zum Münchener Universitäts-Professor avanciert ist, sein Buch "Romantische Medizin", dem er nunmehr ein neues Werk über das gleiche Thema folgen ließ, "keine erweiterte Wiederholung, vielmehr eine "Steigerung" im romantischen Sinne". "Über Romantik wird

niemand schreiben können, der nicht heimlicher Romantiker ist", sagt er; man muß hier die Betonung auf das Wort "können" legen, denn geschrieben haben über dieses Thema auch die ledernsten Medizinhistoriker: Paul Diepgen z. B., gegen den Leibbrand gar zu vornehm polemisiert, wenn er "das Schlagwort vom Spekulativen, das mit Medizin nichts zu tun habe", als "Kampfruf des ewig Gestrigen" charakterisiert. Spekulation ist für Leibbrand, der sich dabei einer Definition von Hans Selve anschließt, nicht etwa ein vages Mutmaßen, sondern bedeutet, "ein Objekt in seinen verschiedenen Aspekten und Beziehungen betrachten und einordnen". Daraus ergibt sich die Überlegenheit der Spekulation über eine lediglich physio- oder psychologische Blickfixierung.

Das Meisterwerk Leibbrands, dem wir neben psychiatrischer und katholischer Fachliteratur auch drei wertvolle Bücher über ärztliche Metaphysik, medizinische Problemgeschichte und das Wesen der Gesundheit verdanken, geht keineswegs nur den Arzt oder den Romantik-Spezialisten an. Denn hier gibt ein Kenner und Könner hohen Ranges sich und uns Rechenschaft von einer Vergangenheit, die weithin zukunftsträchtig ist: wesentliche Werte der Gegenwart werden sich ohne gründliches Studium des Buches weder wägen noch gen Morgen in Kurs bringen lassen. Daß der fleißige und kühne Autor überdies - ungeachtet der Fülle an Daten, Fakten und Deutungen, die er darbietet - kein akademisch dürftiges, sondern ein flüssiges, jedermann zugängliches Deutsch schreibt, gehört ebenfalls zu den Vorzügen seines Werkes. Demgegenüber sind die Schiefheiten und Schludrigkeiten, vor denen zurückzuschrekken er oft genug verzichtet, nicht gar zu arg. Immerhin seien einige davon genannt: wo Leibbrand den Lebensgang Samuel Hahnemanns, des Begründers der Homöopathie, schildert, unterlaufen ihm Fehler hinsichtlich der Arzneiversuche, der Aufenthaltsorte und der Nachkommen Hahnemanns. Auch ist es etwas kümmerlich,

wenn Leibbrand uns von einem der glühendsten Anhänger Hahnemanns, dem Wiener Domprediger, Tierarzt und Arzt Veith, mit Recht berichtet, er sei ein ganz besonders interessanter Spätromantiker gewesen, darüber hinaus jedoch diesem ungewöhnlichen Mann - der übrigens als Jude zum Katholizismus übertrat - kein Wort weiter widmet. Den vernehmlichsten Fehldeuter der Homöopathie, Rudolf Tischner, weist Leibbrand seitenlang als unzuständig und als Schädling für ein Verständnis der "heilenden Ähnlichkeit" nach, erklärt aber hinterdrein, er "bewundere" ihn, was einfach nicht zutreffen kann, wenn man die vorangegangene berechtigte Vernichtung der Tischnerschen Homöopathie-Interpretation gelesen hat. Peinlicher noch wirkt es, wenn Leibbrand im Ernst und ohne kritische Abstriche mitteilt, der Madrider Psychosomatiker Lain Entralgo konstatiere (im Jahre 1955!), daß der Mensch vor dem Sündenfall an Diätfehlern erkranken konnte, hernach aber auch noch die "Angstkomponente" hinzugekommen sei. Auch sonst greift Leibbrand bisweilen daneben, wenn er von seiner konfessionellen Verbissenheit her religiöse Urteile ausspricht. So ist der Chassidismus, den uns heute insbesondere Martin Buber neu erschlossen hat, alles andere als ein "Pantheismus"; Leibbrand verwechselt das Exil der Schechinah - der in die irdischen "Hüllschalen" verbannten Gottseele - mit der Formel: Gott = Welt. Auch stimmt es nicht, daß, wie er behauptet, erst mit dem Auftreten des Christentums "der Einbruch der Erbsünde" erfolgte, denn das geschah bereits im Urbeginn des Judentums. Das Wort "Mystik" wendet Leibbrand ebenfalls falsch an, indem et damit Phantastik zu kennzeichnen sucht. Als streitbarer Katholik erklärt er ferner, die weithin bemerkbare "Abwanderung des Patienten vom Priester zum Psychotherapeuten" habe nichts damit zu tun, daß man, ach, auch hier schon wieder nicht so wolle wie die Geistlichkeit, sondern "daß der Psychotherapeut aufgesucht wird, weil er von religiösen Fragen

meistens etwas versteht und zugleich Arzt ist". Nun war aber Freud ein ehrlicher Atheist, Adler schob das Religiöse beiseite, Jung führt seit Jahrzehnten einen psychologistischen Eiertanz um die metaphysische Realität des Göttlichen auf: man kann auch von den Enkelchen nicht sagen, daß sie wegen ihres Verständnisses für religiöse Fragen in Mode gekommen seien; außerdem sind zahlreiche der prominentesten Psychotherapeuten unserer Zeit nicht "zugleich Arzt", sondern Nichtmediziner (Karlfried Graf Dürckheim, Erika Hantel, Ernst Michel, Gustav Schmaltz, Felix Schottländer, Hans Zulliger, um nur wenige bekannte Namen zu nennen). Verwunderlich ist auch, daß Leibbrand sehr mit Recht vom Gewissen des Menschen sagt, es "kann nicht herausgeschnitten werden", dann aber hinzufügt: "es sei denn bei der Leukotomie". Also doch?

Freilich sind das nur geringfügige Beanstandungen, gemessen an Wucht, Wert und Weisheit des Buches, das zu Nutz, nicht nur zu Frommen der Heilkunst sowie der Naturund Geisteswissenschaft unserer Tage verfaßt wurde und gelesen werden sollte.

Stuttgart Herbert Fritsche

#### ALCHIMISTISCHE GRAPHOLOGIE

Roda Wieser: Persönlichkeit und Handschrift. Ernst Reinhardt Verlag, München/Basel 1956. 206 Seiten mit 50 Schriftproben. 14,— DM

In einem "Ausblick" betitelten Schlußwort ihres Hauptwerkes "Der Verbrecher und seine Handschrift" äußert Roda Wieser mit deutlichem Unbehagen ernste Zweifel an der ausschließlichen Gültigkeit des von ihr erarbeiteten Grundrhythmus als Wertmaßstab der Charakterbeurteilung und, ohne ihre Bindung an Klages aufzugeben, auch Zweifel an der universellen Gültigkeit des biozentrisch fundierten "Seelenreichtums" als ausschließlichem Persönlichkeitsindex. Aus diesem Unbehagen und diesem Zweifel wurde das vorliegende Buch geboren, in

dem eingangs die theoretische Krise in der deutschen akademischen Graphologie festgestellt und der Bruch mit dem nur biozentrisch fundierten "Seelenreichtum" von Klages vollzogen wird.

Mit bemerkenswerter Entschlossenheit weist die Verfasserin auf die in doktrinäres Sektierertum entartete Suche nach einem allgemeingültigen Persönlichkeitsmaßstab hin, stellt die Hoffnungslosigkeit einer Verständigungsmöglichkeit fest und geht so weit, selbst jene Theorien, in denen "Elastizität" als oberste Forderung der Persönlichkeitsbewertung fixiert wird, eben wegen dieser Fixierung als zu starr, und die vitalistische oder moralische Forderung, mit der jede dieser Theorien an den zu Analysierenden herantritt, als untragbar abzulehnen. Statt nun die einzig mögliche Konsequenz zu ziehen, daß nie ein einziger Wertungsmaßstab der vielgestaltigen Erscheinung der Persönlichkeit gerecht werden kann, fügt sie, mit der alchimistischen Verbissenheit der Klagesschule, die in immer neuen Sektenkämpfen immer wieder den einen Stein der Weisen durch einen anderen zu ersetzen sucht, den vielen Wertmaßstäben noch ihren eigenen, ebenso fordernden, hinzu: die Agape als geistige Liebe und die Respektierung der Rechte der anderen Person (als seelischer Nachklang ihrer kriminologischen Tätigkeit).

Der einzige Weg aus der Sackgasse, die Freimachung des Graphologen von der Bindung an einen einzigen Maßstab, der Übergang der Graphologie von einer Analyse mit fixiertem Standorte des Graphologen zu der eines wechselnden Standortes, widerspricht ihrer streng methodischen Natur. Sie, die an Freud Seelenblindheit feststellen zu müssen glaubte, sieht nicht, daß man ein Barometer - und was anderes ist für die Persönlichkeitsbewertung die Graphologie? - nur verbessern kann, wenn man das Funktionieren der Quecksilbersäule verfeinert, störende Druckeinflüsse ausschließt und wenn man gleichzeitig auf dem Brettchen alle akzeptierten Wertskalen einzeichnet. Sie sieht nicht, daß es die Aufgabenlösung ins Irrelevante verschiebt, darüber zu streiten, ob die von Celsius, Reaumur oder Fahrenheit die beste Wertskala ist oder gar alle diese durch eine neue Skala ersetzt werden soll.

Ich habe an Roda Wiesers früheren Büchern geschätzt, daß sie neben ihrem methodischen Ernst über gediegene Beobachtungsgabe und große Erfahrung verfügt, mit der sie ein reiches Prüfungsmaterial bearbeitete. Dem vorliegenden Buch fehlen diese Vorzüge. Es erschöpft sich in doktrinären Definitionen und unfruchtbaren Grundlegungen. Auch die Analysen sind, schon wegen der Auswahl der Schriftbeispiele, uninteressant, weil sie mit großem theoretischem Apparat offene Türen einrennen, um von vornherein feststehende Resultate zu erreichen. Was dieses Buch unbeabsichtigt, aber deutlich zeigt, sind die Gründe, die zu der von der Verfasserin festgestellten Krise geführt haben: neben dem Hauptgrund, der alchimistischen Suche nach einem die menschliche Persönlichkeit auf eine einzige Formel reduzierenden Wertmaßstab. unter anderem das nur im deutschen Sprachraum traditionelle Ressentiment des Theoretikers gegen die angewandte Graphologie. die "utilitäre" Praxis, schließlich die alarmierende, trotz der internen Händel auf den kleinen Zirkel der in der armseligen Bibliographie der Verfasserin genannten Bücher und Autoren beschränkte geistige Inzucht.

In der Generation der Verfasserin, die, noch kenntnisreich und praktisch erfahren, den Anschluß an die weltweite "alte" Graphologie und Deutungskunst nicht verloren hat (obwohl sie Crepieux-Jamin mit einer anmaßenden Klischeephrase als "Vorläufer" abtut), ist der Umfang und die Auswirkung der gegenwärtigen Krise noch nicht ganz zu überblicken. Noch zehn Jahre Suche nach dem alleinseligmachenden Stein der Weisen, noch zehn Jahre Grundlegungen ohne Entwicklung, und es wird in Deutschland entweder zu einer vollständigen Trennung von Theorie und Praxis kommen (wie sie sich schon heute in der Spaltung in zwei

Organisationen von hauptsächlich Theoretikern und hauptsächlich Praktikern vorzeichnet), oder wir haben dort eine Generation Haare spaltender Doktrinäre zu erwarten, von theoretischen Schwimmlehrern, die ertrinken, wenn sie ins Wasser fallen. Das vorliegende neue Buch von Roda Wieser hat die in der deutschen akademischen Graphologie bestehende Verwirrung und Krise mit anerkennenswertem Ernst und verdienstvoller Aufrichtigkeit festgestellt. Aber, selbst theoretisch einseitig und darum schief, und praktisch jeder neuen Beobachtung entbehrend, weist es nicht den Weg, diese Verwirrung zu überwinden.

London Eric Singer

#### NOTIZEN

MARTIN BUBERS Rede zum 80. Geburtstag Hermann Hesses, die er auf Einladung der Deutschen Schiller-Gesellschaft und der Württembergischen Bibliotheksgesellschaft in Stuttgart hielt und die auf alle deutschen Sender übertragen wurde, erscheint hier zum erstenmal im Druck.

WERNER KRAFT, geboren 1896, lebt als Bibliothekar in Jerusalem. In Heft 23 veröffentlichten wir von ihm, "Aufzeichnunger"; sein bei Lambert Schneider erschienener Gedichtband "Figur der Hoffnung" wurde in Heft 19 besprochen.

Professor ALEXANDER MITSCHERLICH, geboren 1908 in München, ist Leiter der Abteilung für Psychosomatische Medizin der Universität Heidelberg und Mitherausgeber der Zeitschrift "Psyche". Veröffentlichungen: "Ursprung der Sucht" (Klett, 1947); "Freiheit und Unfreiheit in der Krankheit" (Claassen, 1949). Ein Werk über Grundprobleme der psychosomatischen Medizin wird im nächsten Frühjahr erscheinen.

Von ALBRECHT FABRI veröffentlichten wir in Heft 31 "Notizen". Fabri ist Gastdozent an der Hochschule für Gestaltung in Ulm. GERT WOERNER, 1932 in Berlin geboren, war im Jahre 1954 Stipendiat der Carl-Bertelsmann-Stiftung für junge Autoren. Er lebt in München.

GERD GAISER, geboren 1908 in Oberrixingen, Württemberg, ist in Reutlingen im Schuldienst tätig. Seine letzten Veröffentlichungen "Das Schiff im Berg" und der Erzählungsband "Einmal und oft" wurden in Heft 20 bzw. 35 besprochen. Die Sizilianischen Aufzeichnungen sind einem Tagebuch entnommen.

RICHARD MÜNZNER, 1912 geboren, ist Syndikus der Universität Hamburg.

Die kritische Würdigung der außerdeutschen Kulturzeitschriften von HANS PAESCHKE (geboren 1911), dem Mitherausgeber des "Merkur", wird in den nächsten Heften durch Überblicke über italienische und angelsächsische Zeitschriften fortgesetzt.

HELMUT LAMPRECHT ist 1925 in Ivenrode geboren; er lebt in Frankfurt a. Main. Veröffentlichungen: ein Bändchen "Gedichte" (Eremiten-Verlag V. O. Stomps), ferner Lyrik und Essays in Zeitschriften und Anthologien.

# WEGE ZUM GEDICHT

# INTERPRETATIONEN

Einführung in Sinn und Form und Interpretationen Deutscher Lyrik

Mit einer Einführung von Edgar Hederer berausgegeben von Rupert Hirschenauer und Albrecht Weber

460 Seiten, Ganzleinenband mit Schutzumschlag, bolzfreies Papier 12,40 DM

SCHNELL & STEINER
MUNCHEN UND ZURICH

#### Anerkannte Dichter und Kulturkritiker:

Romano Guardini, Curt Hohoff, Hans Egon Holthusen, Johannes Pfeiffer, Max Picard u. a.

#### Führende Universitätslehrer:

Wilhelm Grenzmann, Bonn / Edgar Hederer, München / Hugo Kuhn, München / Hermann Kunisch, München / Helmut Motekat, München / Hans Schwerte, Erlangen / Emil Staiger, Zürich / Paul Stöcklein, München / Erich Trunz, Münster / Fr. Wilh. Wentzlaff-Eggebert, Mainz

# Erste Fachkräfte aus der Höheren Schule:

Walter Franke, Kirchzarten / Erich Hock, Würzburg / Fritz Kranz, Regensburg / Jakob Lehmann, Bamberg / Michael Scherer, München / Gerhard Storz, Schw.-Hall u. a. haben über 50 Gedichte aus allen Jahrhunderten, die den einzelnen Beiträgen vorangestellt sind, einfühlsam in Inhalt und Form interpretiert. Gesammeltes Wissen und subtiles Gespür durchleuchten das Gewebe des Gedichts. Klar und sachlich werden Form und Entwicklung herausgearbeitet. Der vorzüglich ausgestattete Band legt eine bisher fehlende Summe vor, in der Klassik und Gegenwart besonders betont sind.

Die Bibliographie der bisherigen Lyrikinterpretationen (52 Seiten) erhebt den Band zu einem einmaligen Nachschlagewerk.

Zu dem Interpretationsband erschienen 4 Gedichtbände "Deutsche Gedichte" (broschiert, je 160 Seiten, holzfreies Papier, 2,80 DM):

Ringe des Daseins Untersekunda
Der ewige Strom Obersekunda
Waage des Schicksals Unterprima
Gipfelblick Oberprima

die in Bayern (lernmittelfrei), Baden-Württemberg und Schleswig-Holstein zum Unterricht an Höheren Schulen zugelassen sind. In Nordrhein-Westfalen und Hamburg ist die Auswahl und Einführung den Schulen überlassen.

#### WOLFGANG MONECKE

# TAUWIND

Roman, 319 Seiten, Leinen 10.80 DM

Es liegt ein eigener Zauber über diesem ungewöhnlichen Eheroman, dessen äußere Begebenheiten in die Spanne weniger Tage gedrängt sind. Die oft messerscharf geschliffenen Dialoge dieser modernen Menschen, dazu ein liebevoll gezeichnetes Milieu, das Haus zwischen Fluß und Wald, all das ist getaucht in das Elmsfeuerlicht eines erschlaffenden Föhns, in die nervenzerrende Erwartung des erlösenden ersten Gewitters. Es ist das gedankentiefe Buch eines noch jungen Autors, der hier die "altmodische" Frage nach Recht oder Unrecht in und an einer Ehe mutig in ein neues, nicht ungefährliches Licht gerückt hat.

Mit verzweifeltem Glückshunger sind Sabine und Alfred ihren Weg gegangen, haben in jahrelangem Schweigen und Verschweigen keine Ahnung einer Gefahr auf kommen lassen wie der Reiter über dem Bodensee. Erst mit dem Brief und der Wiederbegegnung mit einem Totgeglaubten soll nun das Eis brechen; das Nichts tut sich auf. Was einst im Kriege zwischen Harro Wichmann, dem verwundeten Flieger, und Sabine, der damals jungverheirateten Lazarettschwester, unter der weißen Wüstensonne von Sidi el Bareb vorgefallen ist, diese seltsam schemenhaft gewordenen Erlebnisse sind nun ausweglos. Der offengebliebene Posten der Ehe verlangt über Nacht beglichen zu werden.

In den Gedanken, Gesprächen und Begegnungen der drei Beteiligten, in die sich auch der Erzähler und eine resolute, lebenskundige Freundin einschalten, wird vieles geklärt und zurechtgerückt: ernst, verquält, fanatisch, wohl auch mit selbstsüchtiger Gleichgültigkeit oder mit praktischem Humor. Doch erst eine letzte erschütternde Wendung der Dinge enthüllt das feige Versagen aller vor dem Eigentlichen, um das es geht. Der tragische, beinahe tragikomische Tod des "Überflüssigen", der sich selbst überlebt hatte, ist den Beteiligten am Ende Mahnung und Gewinn. Gewinn für die, welche bisher "nicht entschieden genug dem Heute gelebt und nicht ernst genug gemacht hatten mit ihrer Freiheit und ihren Gesetzen".

Ihr Buchhändler berät Sie gern

C. BERTELSMANN VERLAG

# ECKART-KREIS

# JOCHEN KLEPPER

# Der König und die Stillen im Lande

Begegnungen Friedrich Wilhelm I. mit August Hermann Francke, Gottbilf August Francke, Johann Anastasius Freylinghausen und Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf

Herausgegeben von Jochen Klepper

Band 13, 126 Seiten, Ganzleinen, 3.50 DM

Von seiner frühen, ungestümen Knabenzeit an hielt Friedrich Wilhelm bange Ausschau nach den wenigen, bei denen er "tätiges Christentum" zu finden hoffte, und das hieß für ihn: bezeugten und gelebten Glauben der "Stillen im Lande", die – um ein Wort Luthers zu gebrauchen – "in die offenen Mauerlücken" eines von innen und außen dauernd bedrohten Landes "ihr Gebet zu werfen hatten". Beter suchte der König, die für ihr Gespräch mit Gott kein ander Ende fanden als in der von Gott gewiesenen und gesegneten Tat des Friedens und der Liebe und des unablässigen Dienstes. "Wenn ich baue und verbessere das Land und mache keine Christen, so hilft mir alles nichts", hat König Friedrich Wilhelm gesagt. Mit noch größerer Sorge und noch unbeirrbarerem Zweifel als um lange, "söhne Kerrels" hat er um alle geworben, die ihm das Land verbessern und "Christen machen" konnten.

Daß Gottes Geist in seinem Königreiche die Eitelkeit, die Selbstsucht, den Zwiespalt und die Sinnlosigkeit einer dreifach zerfallenen Evangeliumsverkündigung hinwegfegen möge, darum betete er voller Angst.

Aus dieser tiefen gesegneten Unruhe heraus fragte er auch unablässig nach den wahren Evangelisten, den Stillen im Lande.

In 8. Auflage:

# **Kyrie**

Geistliche Lieder

Band 10, 80 Seiten, Ganzleinen, 3.50 DM

"Zum Bleibenden schwerster Jahre gehören die geistlichen Gedichte Jochen Kleppers, die längst der Besitz der kirchlichen Gemeinde geworden sind. Die Gesänge begleiten die Tageszeiten und das Kirchenjahr; ein jeder geht von einem Worte der Schrift aus und bleibt fest daran gebunden. Kyrie, das ist im Grunde alles, das Wort dieses erschütternden Lebens und seiner Zeit; einer Zeit, die sich im Werk dieses Dichters den Glauben ganz errungen hat."

Reinhold Schneider

"Dies schmale Bändchen wiegt mehr als ganze Berge sogenannter geistlicher Dichtung. Man sollte diese Verse beten, sollte sie in der Hausandacht, in Gemeindekreisen und wo immer es sei zum Klingen bringen." Weg und Wahrheit

Bitte verlangen Sie ausführliche Prospekte vom

ECKART-VERLAG UND WITTEN BERLIN



# NEUERSCHEINUNG

# Wenzel Lohff - Glaube und Freiheit

Des riveriegesche Problem der Reitgewesskrieße von Kerl Jespers Sammtung unterstehn ihrer Minngruphun Bi. 14. 241 Seinen, Leinen 24.41 DM

inne meningrative Secretaring der Philosophie Jaspers' fehlte bisher, so daß die Arbeit was Lohf une fühlbare Lücke ausfällt. Der philosophische Ansatz von Jaspers as in der Experimphilosophie darlieren ausgebreichner, daß er einen unmittelbaren Tugsang zum ehrseiteiten Glauben aufraweisen scheint. Immer wieder ist Jaspers darlie in Ansprach genoemmen worden, die Übergänge zwischen Entstenzphilosophie und Theologie sonteher zu machen. Die genaue Erbrittering dieses Fragendompleues führt zu wesenfachen Eusschen aswold über die Existenzphilosophie wie über die Seellang der evangelischen Theologie im Gespräch der machene Wissensthaften.

### NEUAUFLAGE

# Anders Nygren - Eros und Agape

Gestalwarding der christitchen Liebe

Hier wird das wei milderander Wort "Liebe" der habytenischen Sprachverwurdig einessen und in seinem hibbsiden Sunne erheilt. Es se das Anlegen des Verlassens, die einstelle und die hechtische Liebessuffassung von ihren leinem Motiven ber ersentiber in machen. Das Booh har alsbald mach seinem ersten Erscheinen 1980 Ruf und Ruhm eines Sanniarriwerkes gewonnen.

the Brebbineler wiel lanen die Bucher geen vorlegen

CARL BERTELSMANN VERLAG GÜTERSLOH

#### RODA WIESER

#### Persönlichkeit und Handschrift

206 Seiten mit 50 Schriftbeispielen. Kart. 12.— DM. Leinen 14.— DM

"Von den Forschungen Ludwig Klages ausgehend, trägt dieses Buch die großen Fragen der modernen Graphologie unmittelbar an den Menschen heran und sucht aus der Praxis selbst zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Mit einer großen Zahl von Schriftproben gibt es dem graphologisch bereits vorgebildeten Leser ein bedeutungsvolles, vielfältiges und interessantes Arbeitsmaterial an die Hand. Ein Werk, das für die Graphologie von größter Bedeutung ist." Der Büchermarkt

#### HERMANN STREHLE

#### Vom Geheimnis der Sprache

Sprachliche Ausdruckslehre, Sprachpsychologie

200 Seiten. Kart. 9.— DM. Leinen
11.— DM

Das Buch führt mitten hinein in die Problematik der Entstehung der Sprache. Dem Ausdruckspsychologen H. Strehle ist der Nachweis gelungen, daß die Sprache sinnerfüllt ist bis in ihre Einzelheiten hinein. Strehles Buch bedeutet einen Wendepunkt für die Sprachwissenschaft und eine Offenbarung für jeden, der seine Muttersprache liebt.

ERNST REINHARDT VERLAG MÜNCHEN/BASEL HANS BENDER

# Wölfe und Tauben

Erzählungen – 152 Seiten im Leinen 7.80 DM

Bender ist ein Meister im Wegizmen ein sparsamer Schilderer des Kleizen. Halblauten, Intimen. Seine Sprache leistet sich keinen Aufwand; sie verwebt Schilderung und Deutung der Welt zu einem Stoff, der lange hält. Schon bei den Jugenderinnerungen, mit denen diese Sammlung kurzer Geschichten beginnt, blickt der Autor gewissermaßen durch Türspalten und halbverhängte Fenster ins Leben der Großen, das enträtselt und bestanden sein will. Der Krieg und die Zeit danach erzwingen dann Entscheidungen, von denen der Knabe noch nichts weiß. Wölfe und Tauben spielen nicht nur eine reale Rolle in zwei Erzählungen aus dem Osten - sie deuten symbolisch an, wo Bender seine Stoffe herholt und was er damir im Sinne hat. Auch dies kleine Buch weist ihn als Talent aus. von dem wir noch hören werden.

Deutsche Presse Agentur, Hamburg

Es mag erlaubt sein, hier von klassischer Prosa zu sprechen, rein, fast zart in der Form, aber übervoll von Lebendigem und Leben. – Über den Inhalt hinaus freuen wir uns an dem äußerlich sehr schönen Buch.

Joseph Mühlberger in der Neuen Württembergissben Zeitung

# CARL HANSER VERLAG

"Ich habe gerade das neue HORTULUS-Heft durchgesehen und möchte Ihnen doch sagen, wie sehr es mir wieder gefallen hat, ganz besonders auch Ihr klärendes, erhellendes Vorwort. Ich bewundere es, wie Sie aus einer Vielfalt ganz verschiedenartiger Stimmen doch jeweils eine Einheit werden lassen, die 'ins Offene, ins Mannigfaltige' weist. Wiederum ein schönes, ein dichtes Heft, von dem Anstöße ausgehen, das weiterführt!" So schreibt Walter Helmut Fritz (Karlsruhe) über das jüngste Heft der seit 1951 erscheinenden Zeitschrift HORTULUS an den Herausgeber. Und das ist nur eine Stimme von vielen.

# HORTULUS Illustrierte Zweimonatsschrift für neue Dichtung Herausgegeben von Hans Rudolf Hilty

Jabresabonnement (6 Hefte): DM 12.-. Einzelheft: DM 2.50

Jedes Heft bringt Erstdrucke dichterischer Texte aus dem ganzen deutschen Sprachraum, besonders Arbeiten jüngerer Schweizer Autoren, deren Schaffen unter dem Gesichtswinkel der gegenwärtigen europäischen Dichtung bemerkenswert ist. Zu den Mitarbeitern gehören: Ilse Aichinger, Edwin Arnet, Ingeborg Bachmann, Hans Boesch, Jean Gebser, Eugen Gomringer, Walter Groß, Walter Höllerer, Erwin Jaeckle, Karl Krolow, Kurt Marti, Herbert Meier, Kuno Raeber, Urs Martin Strub und viele andere. Jedes Heft enthält ein Originalkunstblatt als Beilage und einige Zeichnungen im Text. Bestellen Sie mit einer Postkarte die Zeitschrift oder vorläufig ein kostenloses Probeheft beim Verlag! "Der Betrag, den es einzusetzen gilt, ist gering, der Gewinn für Sache und Leser groß" ("Die Tat", Zürich).

# HORTULUS Heft 27 (Juni 1957) bringt als Sonderheft ALEXANDER XAVER GWERDER Maschenriß

Gespräch am Kaffeehaustisch (Aus dem Nachlaß)

Die Stimme von Alexander Kaver Gwerder, der im Herbst 1952 zu Arles in der Provence freiwillig aus dem Leben schied, gehört zu den stärksten Stimmen in der jüngeren Schweizer Dichtung. Die Veröffentlichungen aus seinem Nachlaß (der Lyrikband "Dämmerklee" und der Prosaband "Möglich, daß es gewittern wird") haben im ganzen deutschen Sprachraum aufhorchen lassen. "Maschenriß" ist die umfangreichste Dichtung, die er hinterlassen hat: ein außergewöhnliches Werk, in dem das Dokumentarische und das Dichterische eine spannende Einheit bilden. Sichern Sie sich das Heft der Zeitschrift HORTULUS, das die Dichtung im Erstdruck bringt, durch rechtzeitige Bestellung!



#### DIE ERSTEN BÄNDE:

### 1 Chinas kulturelle Revolution

Die Bewegung vom 4. Mai 1919. Von Prof. WOLFGANG FRANKE, Hamburg

Mit einer Karte, Literaturverzeichnis und Zeittafel

Die geistigen Umwälzungen, die mit den Pekinger Studentenunruhen 1919 begannen, bezeichnen den Aufbruch des "modernen" China. Die Schrift zeigt, wie die Ideen des Westens im einzelnen angeeignet und umgestaltet wurden.

#### 2 Cortés in Mexico

Von Dr. H. D. DISSELHOFF, Dir. des Völkerkundemuseums Berlin

Mit einer Karte, Literaturverzeichnis und Zeittafel

Ein Bericht über den berühmten Zug des Cortés nach der Hauptstadt des Aztekenreiches im Jahre 1519 – geschrieben von einem Kenner des Landes und der altamerikanischen Kulturen an Hand der spanischen Quellen und Augenzeugenberichte.

# 3 Napoleons Griff nach der Karlskrone

Das Ende des alten Reiches 1806. Von Prof. HELLMUTH RÖSSLER, Darmstadt

Mit Literaturverzeichnis und Zeittafel

Napoleon als Kaiser von Europa – diese Vorstellung spielte in der Weltpolitik des Jahres 1806 eine bedeutsame Rolle. Dieser Band beschreibt, wie es zur Niederlegung der Kaiserkrone kam.

### 4 Israel

50

0

Wiedergeburt eines Staates. Von M. Y. BEN-GAVRIÊL, Jerusalem

mit Dokumentenanhang und Literaturverzeichnis

Die Gründung des Staates Israel im Jahre 1948 hat eine ebenso verwickelte wie weitreichende Vorgeschichte. In letzter Zeit ist deutlich geworden, welche Rückwirkungen die jüngste Geschichte des Nahen Ostens auf Weltpolitik hat.

#### IN VORBEREITUNG:

### 5 Canossa

Mit Literaturverzeichnis und Zeittafel Von Prof. Dr. W. von den STEINEN, Basel

### 6 Lenin 1917

Die Geburt der Revolution aus dem Kriege. Von Doz. Dr. ERWIN HÖLZLE, Konstanz

Mit Literatur- und Quellenbinweisen

Jeder Band kartoniert 3.20 DM

R. OLDENBOURG VERLAG, MUNCHEN

# JOHAN FALKBERGET

# **JOHANNES**

Roman. Aus dem Norwegischen übertragen von Heinrich Fauteck 423 Seiten. Leinen 14.— DM

In dieser großen Symphonie des Lebenswillens und der Liebe kämpfen sich zwei Menschen in harter Arbeit durch die Nacht der Not in ein besseres Morgen für ihr gedrücktes Land Norwegen. Johannes Radmacher, der aus dem sächsischen Freiberg zugewanderte Kunstmeister der Schmelzhütte im Gaulatale, und sein Eheweib An-Magritt, die ehemalige Ochsenfahrerin, werden durch ihr Vorbild der Tat zu Lichtträgern und Nothelfern für ihre stumpf dahinvegetierenden Landsleute. Es sind die Leibeigenen, die Köhler und Erzfahrer, die Schmelzknechte und Hüttenschreiber, welche die heraufdämmernde Industrialisierung und Technisierung des Drontheimer Erzbergbaues um ihr karges Brot zu bringen droht; all die Menschen, welche der Absolutismus des Dänenkönigs, die Ausbeuterei der Gruben- und Handelsherrn und auch die eigene Schuld ins Elend gestoßen hat.

Wenn Johannes durch kunstreiche technische Neuerungen unter harten Opfern den Fortgang der Arbeit in der bankrotten Schmelzhütte sichert, und die Hände aller wieder zukunftsfreudig zupacken; wenn An-Magritt, hinter dem Pfluge gehend, dem Manne die neue Heimat und auf der Hünenstelle eine Freistatt schafft als eine erste Schanze gegen Willkür und Unrecht, so überschreiten zwei Starke – der Mann mit Zirkel und Richtscheit, die Frau mit Sichel und Spindel – stellvertretend für das schwere Schicksal ihres Landes gemeinsam die Schwelle einer neuen Zeit. Der Deutsche "trug Gottes Herz in seiner Brust", und in der Scele der Frau "wohnten der Wille und der Trotz ihres Volkes".

Aus solchem Geiste hat Falkberget – selbst Nachfahr vor Jahrhunderten aus dem Braunschweigischen eingewanderter Bergleute – als berufener Kenner der Geschichte seiner Heimat Menschen, Dinge und Geschehnisse aus dem für Norwegen so krisenreichen siebzehnten Jahrhundert zu einem sprachgewaltigen Epos verdichtet. Es spiegelt in historisch getreuen, realistisch-herben Szenen Schicksal und Seele eines ganzen Volkes. Was im Dämmer der Vergangenheit versunken schien, hat Falkberget hier ins Allgemeingültige, ja Mythische gehoben. Mit An-Magritt ist der Weltliteratur eine große neue Frauengestalt geschenkt worden, und mit dem Schicksalsweg des deutschen Kunstknechts Johannes verbindet der Dichter, wie er einmal bescheiden äußerte, auch eine Botschaft an Deutschland. Möge sie bei uns gehört und verstanden werden.

Zwei Bände des Romanzyklus "Brot der Nacht" erschienen bereits in deutscher Übersetzung: "Brot der Nacht" und "die Pflugschar".

Ihr Buchhändler berät Sie gern

C. BERTELSMANN VERLAG

# NEUE BUCHER HERBST 1957

ERICH POGATS

## Ihr zwingt die Flüsse nicht

Roman. Etwa 340 Seiten. Leinen 15.80 DM

Prag in den Jahren 1939/40 ist der Schauplatz dieses Romans eines bisher kaum bekannten österreichischen Autors. In der einmaligen Konstellation eines bestimmten Ortes und eines bestimmten Augenblicks leuchtet das bleibende Sternbild des Menschen auf, der sich gegen Zwang und Unterdrückung in seinem Kern behauptet.



ALFRED CHESTER

## Meine Augen können ihn nicht sehen

Roman. Deutsch von Curt Meyer-Clason. Etwa 270 Seiten. Leinen 14.80 DM Der junge amerikanische Schriftsteller, dem viele Kritiker die Chance geben, morgen schon neben den ersten Namen der zeitgenössischen Literatur genannt zu werden, schreibt hier die Geschichte einer Krise. Chester ist ganz von heute; seine Eigenart läßt aufhorchen.

CHARLES MORGAN

# Herausforderung an Venus

Roman. Deutsch von Helmuth Lindemann. Etwa 350 Seiten, Leinen 13.80 DM Wer sich über sich selbst erhebt, wird von den Mächten in seine Grenzen verwiesen. Morgan zeichnet die schicksalhafte Begegnung eines Engländers mit einer italienischen Aristokratin mit leisem Humor, Ironie und Ernst. – Eine Huldigung an Italien, wie die "Reise" eine Huldigung an Frankreich war.

IEANNE MONTUPET

### Das Haus Vermorel

Roman, Deutsch von Oliver Storz, 390 Seiten, Leinen 16.80 DM

Die drei Generationen umspannende, von Kampf, Leidenschaft und Abenteuer durchwirkte Geschichte einer französischen Siedlerfamilie in Algerien. Die Autorin wurde in Frankreich mit Mazo de La Roche und Margaret Mitchell verglichen.

BENJAMIN SUBERCASEAUX

## Fahrt ohne Kompaß Der Irrtum eines großen Herzens

Deutsch von Ellen v. Protzen. 306 Seiten. 1 Karte. Leinen 15.80 DM

Ein Abenteuer des Geistes und der Tat. "Die Geschichte und die hinter ihr stehende historische Wirklichkeit bersten vor Handlung. Was aber in dem Leser dieses einzigartigen Romans am längsten nachschwingt, ist das Eindringen in die Geheimnisse der menschlichen Natur."

New York Herold Tribune

deutsche Verlags-Austalt

### ANTON ZISCHKA

# Lebendiges Europa

Leistungen und Aufgaben des Erdteils der Mitte. 288 Seiten. Mit 57 Bildern, 5 Schwarzweißkarten und 2 farbigen Karten auf den Vorsatzblättern. Format 12,5×20,2 cm Leinen 12.50 DM

Ist unser Europa nur noch Niemandsland, auf dem zwei außereuropäische Großmächte ihren Kampf um die Weltherrschaft austragen? Darf man dieses Europa gar schon abschreiben? Tausendmal nein!

Anton Zischka, international bekannter Wirtschaftsexperte, zeigt in diesem aktuellen Bericht der Welt ein "unbekanntes Europa". Es ist der unterschätzte "Erdteil der Mitte", der durch Erfindungskraft und Organisationsgabe, durch Fleiß, Solidarität und weltweites Denken seiner Menschen zum Kristallisationspunkt einer neuen Welt geworden ist! Was heute von allen europäischen Nationen schöpferisch geplant und von Sizilien bis Island schon verwirklicht ist, schildert dieser fesselnde Tatsachenbericht in erregenden Kapiteln. Was unser Europa zum Wohle und Nutzen der Menschheit heute leistet, wird hier mit der eingehenden

Von Land zu Land, von Schauplatz zu Schauplatz blendet der Bericht auf Neues, ia Unerhörtes an Großtaten auf technischem wirtschaftlichem und sozialem Gebiet. Da ist der europäische Süden, wo Spanien, Griechenland und Italien ihre Produktionsreserven in raschem Tempo mobilisieren. Frankreich arbeitet wie noch nie: An der Rhone entsteht das erste Groß-Flutkraftwerk der Welt. Mit Frankreichs Eisen "Eurafrika" wird mutig angepackt. Ein aktuelles Kapitel gilt den technischen Höchstleistungen auf dem lebenswichtigen Sektor des Öls. Ein wirtschaftlicher Großraum: der Rhein, europäischster und verkehrsreichster Strom der Welt. 3400 km lang ist die projektierte Schiffahrtsstrecke Rhein-Main-Donau, 1965 wird sie fertiggestellt sein. England hat einen Kernreaktor und baut die crste Untersee-Hochspannungsleitung, Europas Arktis öffnet ihre Schätze, Die Flugverbindung über den Pol ist Wirklichkeit. Norwegen besitzt das erste Groß-Elektroroheisenwerk der Welt... Das ist nur einiges wenige aus einer überreichen Fülle, über der Namen wie Monnet, Olivetti, Onassis, Philips, Thomas u. a. nicht zu vergessen wären. Und nun, das Wunder aller Wunder: Europas "Städte aus der Retorte", die ihr Entstehen und rapides Wachstum neuen Erfindungen verdanken, wie Salzgitter und Knapsack. Hier schlägt man Amerikas Wachstumsrekorde ohne auf Europas Kultur zu verzichten!

Wahrhaftig: "Europas Vielfalt der Talente im Zusammenspiel der Kräfte ist unseres Erdteils größter Reichtum!" Die Richtigkeit dieses Leitsatzes erhärtet Zischka auf jeder Seite seines spannenden Buches durch Tatsachen. Er weitet des Lesers Horizont und erfüllt ihn mit dem selbstsicheren Stolz: Man braucht uns! Zischka wirbt in der Welt für dieses Europa, wo nicht Zwang und Gewalt ent-

scheiden, sondern allein die Leistung.

Ihr Buchhändler berät Sie gern

C. BERTELSMANN VERLAG